

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT
FÜR
ÄRZTLICHE PSYCHOANALYSE

OFFIZIELLES ORGAN
DER
INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

HERAUSGEGEBEN VON
PROF. DR. SIGM. FREUD

REDIGIERT VON
DR. S. FERENCZI DR. OTTO RANK
BUDAPEST WIEN
PROF. DR. ERNEST JONES
LONDON

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG VON:

DR. KARL ABRAHAM, BERLIN. — DR. LUDWIG BINSWANGER, KREUZLINGEN. —
DR. POUL BJERRE, STOCKHOLM. — DR. A. A. BRILL, NEW YORK. — DR. TRIGANT
BURROW, BALTIMORE. — DR. M. D. EDER, LONDON. — DR. J. VAN EMDEN, HAAG. —
DR. M. EITINGON, BERLIN. — DR. PAUL FEDERN, WIEN. — DR. EDUARD HITSCHMANN,
WIEN. — DR. H. v. HUG-HELLMUTH, WIEN. — DR. L. JEKELS, WIEN. — DR. FRIEDR.
S. KRAUSS, WIEN. — DR. ALPHONSE MAEDER, ZÜRICH. — J. T. MC CURDY, NEW YORK.
— DR. J. MARCINOWSKI, SIELBECK. — PROF. MORICHAU-BEAUCHANT, POITIERS. —
C. R. PAYNE, WADHAMS, N. Y. — DR. OSKAR PFISTER, ZÜRICH. — PROF. JAMES J.
PUTNAM, BOSTON. — DR. THEODOR REIK, BERLIN. — DR. R. REITLER, WIEN. —
DR. FRANZ RIKLIN, ZÜRICH. — DR. HANNS SACHS, WIEN. — DR. J. SADGER,
WIEN. — DR. L. SEIF, MÜNCHEN. — DR. A. STÄRCKE, HUISTER-HEIDE. — DR. A.
STEGMANN, DRESDEN. — DR. VICTOR TAUSK, WIEN. — DR. M. WULFF, ODESSA.

II. JAHRGANG, 1914
HEFT 1. JANUAR



1914

HUGO HELLER & CIE.
LEIPZIG UND WIEN, I. BAUERNMARKT 3

JÄHRLICH 6 HEFTE BEI 40 BOGEN STARK M 18.— = K 21.60

Inhalt des I. Heftes.

Originalarbeiten.

	Seite
I. Prof. S. Freud (Wien): Über fausse reconnaissance („déjà raconté“) während der psychoanalytischen Arbeit	1
II. Prof. Ernest Jones (London): Die Stellungnahme des psychoanalytischen Arztes zu den aktuellen Konflikten	6
III. Dr. S. Ferenczi (Budapest): Einige klinische Beobachtungen bei der Paranoia und Paraphrenie	11
IV. Dr. O. Pfister (Zürich): Prof. Dr. Ernst Dürr und seine Stellung zur Psychoanalyse	18

Mitteilungen.

1. Dr. phil. Rudolf Ortway (München): Eine biologische Parallele zu dem Verdrängungsvorgang	25
2. Dr. Karl Abraham (Berlin): Ohrmuschel und Gehörgang als erogene Zone	27
3. Hans Blüher (Berlin): Der sogenannte natürliche Beschäftigungstrieb	29
Beiträge zur Traumdeutung:	
4. Dr. Eduard Hitschmann: Weitere Mitteilung von Kindheitsträumen mit spezieller Bedeutung	31
5. Dr. S. Spielrein: Zwei Mensesträume	32
6. Hedwig Schulze: Ein Spermatozoentraum im Zusammenhang mit Todeswünschen	34
7. Hanns Sachs: Das Zimmer als Traumdarstellung des Weibes	35
8. Dr. Viktor Tausk: Zwei homosexuelle Träume	36
9. Dr. Viktor Tausk: Ein Zahlentraum	39
10. Dr. Eduard Hitschmann: Über Träume Gottfried Kellers	41
11. O. Rank: Die „Geburts-Rettungsphantasie“ in Traum und Dichtung	43
Beiträge zur Symbolik in der Dichtung:	
I. „Um Städte werben.“ Von Dr. O. Rank	50
II. Die Stadt als Mutter. Von Dr. B. Dattner	59
III. Symbolisierungen des Frauenleibes. Von Dr. Th. Reik	59

Kritiken und Referate.

E. Bleuler: Kritik der Freudschen Theorien (Dr. Ferenczi)	62
E. Bleuler: Der Sexualwiderstand (Dr. Reitler)	67
C. G. Jung: Versuch einer Darstellung der psychoanalytischen Theorie (Dr. Abraham)	72
C. G. Jung: Psycho-Analysis (E. Jones)	83
C. G. Jung: Contribution à l'étude des types psychologique (Dr. Ferenczi)	86
Maxim. Steiner: Die psychischen Störungen der männlichen Potenz (Dr. Ferenczi)	87
Ed. Hitschmann: Freuds psychoanalytische Behandlungsmethode	88
H. Blüher: Die drei Grundformen der sexuellen Inversion (Dr. Hitschmann)	88
E. Waldstein und R. Ekler: Der Nachweis resorbierten Spermas im weiblichen Organismus (Dr. Hitschmann)	89
Preserved Smith: Luthers early development in the light of Psychoanalysis (Dr. Hanns Sachs)	89
Albert R. Chandler: Tragic effect in Sophocles (Prof. Jones)	90
Gaston Chéreau: Le Monstre (Dr. W. Klette)	91
Ernst Jentsch: Das Pathologische bei Otto Ludwig (Dr. Rank)	93
W. Stekel: Die Träume der Dichter (Dr. Th. Reik)	97

Aus Vereinen und Versammlungen.

Dr. M. Eitingon: Aus der psychoanalytischen Vereinigung in Berlin	99
---	----

Originalarbeiten.

I.

Über fausse reconnaissance („déjà raconté“) während der psychoanalytischen Arbeit.

Von Sigm. Freud.

Es ereignet sich nicht selten während der Arbeit der Analyse, daß der Patient die Mitteilung eines von ihm erinnerten Faktums mit der Bemerkung begleitet: „Das habe ich Ihnen aber schon erzählt“, während man selbst sicher zu sein glaubt, diese Erzählung von ihm noch niemals vernommen zu haben. Äußert man diesen Widerspruch gegen den Patienten, so wird er häufig energisch versichern, er wisse es ganz gewiß, er sei bereit, es zu beschwören, usw.; in demselben Maße wird aber die eigene Überzeugung von der Neuheit des Gehörten stärker. Es wäre nun ganz unpsychologisch, einen solchen Streit durch Überschreien oder Überbieten mit Beteuerungen entscheiden zu wollen. Ein solches Überzeugungsgefühl von der Treue seines Gedächtnisses hat bekanntlich keinen objektiven Wert, und da einer von beiden sich notwendigerweise irren muß, kann es ebensowohl der Arzt wie der Analysierte sein, welcher der Paramnesie verfallen ist. Man gesteht dies dem Patienten zu, bricht den Streit ab und verschiebt dessen Erledigung auf eine spätere Gelegenheit.

In einer Minderzahl von Fällen erinnert man sich dann selbst, die fragliche Mitteilung bereits gehört zu haben, und findet gleichzeitig das subjektive, oft weit hergeholte, Motiv für deren zeitweilige Beseitigung. In der großen Mehrzahl aber ist es der Analysierte, der geirrt hat und auch dazu bewogen werden kann, es einzusehen. Die Erklärung für dieses häufige Vorkommnis scheint zu sein, daß er wirklich bereits die Absicht gehabt hat, diese Mitteilung zu machen, daß er eine vorbereitende Äußerung wirklich ein oder mehrere Male getan hat, dann aber durch den Widerstand abgehalten wurde, seine Absicht auszuführen, und nun die Erinnerung an die Intention mit der an die Ausführung derselben verwechselt.

Ich lasse nun alle die Fälle bei Seite, in denen der Sachverhalt irgendwie zweifelhaft bleiben kann, und hebe einige andere hervor, die

ein besonderes theoretisches Interesse haben. Es ereignet sich nämlich bei einzelnen Personen, und zwar wiederholt, daß sie die Behauptung, sie hätten dies oder jenes schon erzählt, besonders hartnäckig bei Mitteilungen vertreten, wo die Sachlage es ganz unmöglich macht, daß sie recht haben können. Was sie bereits früher einmal erzählt haben wollen, und jetzt als etwas Altes, was der Arzt auch wissen müßte, wiedererkennen, sind dann Erinnerungen von höchstem Wert für die Analyse, Bestätigungen, auf welche man lange Zeit gewartet, Lösungen, die einem Teilstück der Arbeit ein Ende machen, an die der analysierende Arzt sicherlich eingehende Erörterungen geknüpft hätte. Angesichts dieser Verhältnisse gibt der Patient auch bald zu, daß ihn seine Erinnerung getäuscht haben muß, obwohl er sich die Bestimmtheit derselben nicht erklären kann.

Das Phänomen, welches der Analysierte in solchen Fällen bietet, hat Anspruch darauf, eine „fausse reconnaissance“ genannt zu werden, und ist durchaus analog den anderen Fällen, in denen man spontan die Empfindung hat: In dieser Situation war ich schon einmal, das habe ich schon einmal erlebt (das „Déjà vu“), ohne daß man je in die Lage käme, diese Überzeugung durch das Wiederauffinden jenes früheren Males im Gedächtnisse zu bewahrheiten. Es ist bekannt, daß dies Phänomen eine Fülle von Erklärungsversuchen hervorgerufen hat, die sich im Allgemeinen in zwei Gruppen bringen lassen.¹⁾ In der einen wird der im Phänomen enthaltenen Empfindung Glauben geschenkt und angenommen, es handle sich wirklich darum, daß etwas erinnert werde; die Frage bleibt nur, was. Zu einer bei weitem zahlreicheren Gruppe treten jene Erklärungen zusammen, die vielmehr behaupten, daß hier eine Täuschung der Erinnerung vorliege, und die nun die Aufgabe haben, nachzuspüren, wie es zu einer paramnestischen Fehlleistung kommen könne. Im übrigen umfassen diese Versuche einen weiten Umkreis von Motiven, beginnend mit der uralten, dem Pythagoras zugeschriebenen Auffassung, daß das Phänomen des Déjà vu einen Beweis für eine frühere individuelle Existenz enthalte, fortgesetzt über die auf die Anatomie gestützte Hypothese, daß ein zeitliches Auseinanderweichen in der Tätigkeit der beiden Hirnhemisphären das Phänomen begründe (Wigan 1860), bis auf die rein psychologischen Theorien der meisten neueren Autoren, welche im Déjà vu eine Äußerung einer Apperzeptionsschwäche erblicken und Ermüdung, Erschöpfung, Zerstreuung für dasselbe verantwortlich machen.

Grasset²⁾ hat im Jahre 1904 eine Erklärung des Déjà vu gegeben, welche zu den „Gläubigen“ gerechnet werden muß. Er meinte, das Phänomen weise darauf hin, daß früher einmal eine unbewußte Wahrneh-

¹⁾ S. eine der letzten Zusammenstellungen der betreffenden Literatur in H. Ellis „World of Dreams“, 1911.

²⁾ La sensation du „déjà vu“. Journal de psychologie norm. et. pathol. I., 1904.

mung gemacht worden sei, welche erst jetzt unter dem Einfluß eines neuen und ähnlichen Eindruckes das Bewußtsein erreiche. Mehrere andere Autoren haben sich ihm angeschlossen und die Erinnerung an vergessenes Geträumtes zur Grundlage des Phänomens gemacht. In beiden Fällen würde es sich um die Belebung eines unbewußten Eindruckes handeln.

Ich habe im Jahre 1907, in der zweiten Auflage meiner „Psychopathologie des Alltagslebens“, eine ganz ähnliche Erklärung der angeblichen Paramnesie vertreten, ohne die Arbeit von Grassset zu kennen oder zu erwähnen. Zu meiner Entschuldigung mag dienen, daß ich meine Theorie als Ergebnis einer psychoanalytischen Untersuchung gewann, die ich an einem sehr deutlichen, aber etwa 28 Jahre zurückliegenden Falle von Déjà vu bei einer Patientin vornehmen konnte. Ich will die kleine Analyse hier nicht wiederholen. Sie ergab, daß die Situation, in welcher das Déjà vu auftrat, wirklich geeignet war, die Erinnerung an ein früheres Erlebnis der Analysierten zu wecken. In der Familie, welche das damals 12jährige Kind besuchte, befand sich ein schwerkranker, dem Tode verfallener Bruder, und ihr eigener Bruder war einige Monate vorher in derselben Gefahr gewesen. An dies Gemeinsame hatte sich aber im Falle des ersteren Erlebnisses eine bewußtseinsunfähige Phantasie geknüpft — der Wunsch, der Bruder solle sterben — und darum konnte die Analogie der beiden Fälle nicht bewußt werden. Die Empfindung derselben ersetzte sich durch das Phänomen des Schon-einmal-erlebt habens, indem sich die Identität von dem Gemeinsamen auf die Lokalität verschob.

Man weiß, daß der Name „déjà vu“ für eine ganze Reihe analoger Phänomene steht, für ein „déjà entendu“, ein „déjà éprouvé“, ein „déjà senti“. Der Fall, den ich an Stelle vieler ähnlicher nun berichten werde, enthält ein „déjà raconté“, welches also von einem unbewußten, unausgeführt gebliebenen Vorsatz abzuleiten wäre.

Ein Patient erzählt im Laufe seiner Assoziationen: „Wie ich damals im Alter von fünf Jahren im Garten mit einem Messer gespielt und mir dabei den kleinen Finger durchgeschnitten habe, — oh, ich habe nur geglaubt, daß er durchgeschnitten ist — aber das habe ich Ihnen ja schon erzählt.“

Ich versichere, daß ich mich an nichts Ähnliches zu erinnern weiß. Er beteuert immer überzeugter, daß er sich darin nicht täuschen kann. Endlich mache ich dem Streit in der eingangs angegebenen Weise ein Ende und bitte ihn, die Geschichte auf alle Fälle zu wiederholen. Wir würden dann ja sehen.

„Als ich fünf Jahre alt war, spielte ich im Garten neben meiner Kinderfrau und schnitzelte mit meinem Taschenmesser an der Rinde eines jener Nußbäume, die auch in meinem Traum ¹⁾ eine Rolle spielen.“²⁾

¹⁾ Vgl. Märchenstoffe in Träumen. „Int. Zeitschr. f. ärzt. Psychoanalyse“, I., 2. Heft.

²⁾ Korrektur bei späterer Erzählung: Ich glaube, ich schnitt nicht in den Baum. Das ist eine Verschmelzung mit einer anderen Erinnerung, die auch halluzinatorisch

Plötzlich bemerkte ich mit unaussprechlichem Schrecken, daß ich mir den kleinen Finger der (rechten oder linken?) Hand so durchgeschnitten hatte, daß er nur noch an der Haut hing. Schmerz spürte ich keinen, aber eine große Angst. Ich getraute mich nicht, der wenige Schritte entfernten Kinderfrau etwas zu sagen, sank auf die nächste Bank und blieb da sitzen, unfähig, noch einen Blick auf den Finger zu werfen. Endlich wurde ich ruhig, faßte den Finger ins Auge, und siehe da, er war ganz unverletzt.“

Wir einigten uns bald darüber, daß er mir diese Vision oder Halluzination doch nicht erzählt haben könne. Er verstand sehr wohl, daß ich einen solchen Beweis für die Existenz der Kastrationsangst in seinem fünften Jahr doch nicht unverwertet gelassen hätte. Sein Widerstand gegen die Annahme des Kastrationskomplexes war damit gebrochen, aber er warf die Frage auf: Warum habe ich so sicher geglaubt, daß ich diese Erinnerung schon erzählt habe?

Dann fiel uns beiden ein, daß er wiederholt, bei verschiedenen Anlässen, aber jedesmal ohne Vorteil, folgende kleine Erinnerung vorgebracht hatte:

„Als der Onkel einmal verreiste, fragte er mich und die Schwester, was er uns mitbringen solle. Die Schwester wünschte sich ein Buch, ich ein Taschenmesser.“ Nun verstanden wir diesen Monate vorher aufgetauchten Einfall als Deckerinnerung für die verdrängte Erinnerung und als Ansatz zu der infolge des Widerstandes unterbliebenen Erzählung vom vermeintlichen Verlust des kleinen Fingers (eines unverkennbaren Penisäquivalents). Das Messer, welches ihm der Onkel auch wirklich mitgebracht hatte, war nach seiner sicheren Erinnerung das nämliche, welches in der lange unterdrückten Mitteilung vorkam.

Ich glaube es ist überflüssig, zur Deutung dieser kleinen Erfahrung, soweit sie auf das Phänomen der „fausse reconnaissance“ Licht wirft, weiteres hinzuzufügen. Zum Inhalt der Vision des Patienten will ich bemerken, daß solche halluzinatorische Täuschungen gerade im Gefüge des Kastrationskomplexes nicht vereinzelt sind, und daß sie ebensowohl zur Korrektur unerwünschter Wahrnehmungen dienen können.

Im Jahre 1911 stellte mir ein akademisch Gebildeter aus einer deutschen Universitätsstadt, den ich nicht kenne, dessen Alter mir unbekannt ist, folgende Mitteilungen aus seiner Kindheit zur freien Verfügung:

„Bei der Lektüre Ihrer „Kindheitserinnerung des Leonardo“ haben mich die Ausführungen auf pag. 29 bis 31 zu innerem Widerspruch gereizt. Ihre Bemerkung, daß das männliche Kind von dem Interesse für sein eigenes Genitale beherrscht ist, weckte in mir eine Gegen-

gefälscht sein muß, daß ich in einen Baum einen Schnitt mit dem Messer machte, und daß dabei Blut aus dem Baume kam.

bemerkung von der Art: „Wenn das ein allgemeines Gesetz ist, so bin Ich jedenfalls eine Ausnahme.“ Die nun folgenden Zeilen (pag. 31 bis 32 oben) las ich mit dem größten Staunen, jenem Staunen, von dem man bei Kenntnisnahme einer ganz neuartigen Tatsache erfährt wird. Mitten in meinem Staunen kommt mir eine Erinnerung, die mich — zu meiner eigenen Überraschung lehrt, daß mir jene Tatsache gar nicht so neu sein dürfte. Ich hatte nämlich zur Zeit, da ich mich mitten in der „infantilen Sexualforschung“ befand, durch einen glücklichen Zufall Gelegenheit, ein weibliches Genitale an einer kleinen Altersgenossin zu betrachten und habe hierbei ganz klar einen Penis von der Art meines eigenen bemerkt. Bald darauf hat mich aber der Anblick weiblicher Statuen und Akte in neue Verwirrung gestürzt und ich habe, um diesem „wissenschaftlichen“ Zwiespalt zu entinnen, das folgende Experiment ersonnen: Ich brachte mein Genitale durch Aneinanderpressen der Oberschenkel zwischen diesen zum Verschwinden und konstatierte mit Befriedigung, daß hierdurch jeder Unterschied gegen den weiblichen Akt beseitigt sei. Offenbar, so dachte ich mir, war auch beim weiblichen Akt das Genitale auf gleiche Weise zum Verschwinden gebracht.“

„Hier nun kommt mir eine andere Erinnerung, die mir insofern schon von jeher von größter Wichtigkeit war, als sie die eine von den drei Erinnerungen ist, aus welchen meine Gesamterinnerung an meine früh verstorbene Mutter besteht. Meine Mutter steht vor dem Waschtisch und reinigt die Gläser und Waschbecken, während ich im selben Zimmer spiele und irgend einen Unfug mache. Zur Strafe wird mir die Hand durchgeklopft: da sehe ich zu meinem größten Entsetzen, daß mein kleiner Finger herabfällt, u. zw. gerade in den Wasserkübel fällt. Da ich meine Mutter erzürnt weiß, getraue ich mich nichts zu sagen und sehe mit noch gesteigertem Entsetzen, wie bald darauf der Wasserkübel vom Dienstmädchen hinausgetragen wird. Ich war lange überzeugt, daß ich einen Finger verloren habe, vermutlich bis in die Zeit, wo ich das Zählen lernte.“

„Diese Erinnerung, die mir — wie bereits erwähnt — durch ihre Beziehung zu meiner Mutter immer von größter Wichtigkeit war, habe ich oft zu deuten versucht: keine dieser Deutungen hat mich aber befriedigt. Erst jetzt — nach Lektüre Ihrer Schrift — ahne ich eine sehr einfache, befriedigende Lösung des Rätsels.“

Eine andere Art der fausse reconnaissance kommt zur Befriedigung des Therapeuten nicht selten beim Abschluß einer Behandlung vor. Nachdem es gelungen ist, das verdrängte Ereignis realer oder psychischer Natur gegen alle Widerstände zur Annahme durchzusetzen, es gewissermaßen zu rehabilitieren, sagt der Patient: Jetzt habe ich die Empfindung, ich habe es immer gewußt. Damit ist die analytische Aufgabe gelöst.

II.

Die Stellungnahme des psychoanalytischen Arztes zu den aktuellen Konflikten.¹⁾

Prof. Ernest Jones, London.

Die Stellungnahme des psychoanalytischen Arztes der Frage gegenüber aktuellen Konflikten und Schwierigkeiten im Leben des Patienten ist nicht nur eine der wichtigsten Sachen in der Behandlung, sondern ist auch einer der Punkte, in welchem die psychoanalytische Methode am schärfsten von anderen psychotherapeutischen Methoden abweicht; aus diesen Gründen ist es unbedingt nötig, daß man so klar als möglich über den Gegenstand sei. In einer neulich erschienenen Monographie über die Behandlung der Neurosen habe ich die verschiedenen Methoden gemäß dem Grade, in welchem sie die Heilung von der Selbsttätigkeit des Patienten abhängen lassen, abgestuft. Wie anerkannt wird, steht die psychoanalytische am äußersten Ende dieser Reihe, da der wesentliche Heilungsprozeß in dem inneren Seelenleben des Patienten sich vollzieht, während sich der Arzt mit der Rolle eines Überwachers bescheidet, statt wie bei anderen Methoden danach zu trachten, Führer und Lehrer zu sein. Anstatt den Patienten in eine vorausbestimmte Richtung zu leiten, begleitet ihn der Arzt in seinem Fortschritt, deren Richtung durch des Patienten eigene geistige Selbsttätigkeit, hauptsächlich seines Unbewußten, gänzlich determiniert wird.

In jeder Analyse begegnet man verschiedenen Schwierigkeiten, denen der Patient im aktuellen Leben entgegen stehen muß, wie Enttäuschungen, Kummer, Unzufriedenheiten, Sorgen, Probleme, Dilemmen u. dgl. Diese können unter den allgemeinen Namen „aktuelle Konflikte“ aufgenommen werden, der, meiner Ansicht nach, dem Jungschen Terminus „Aufgabe“ vorzuziehen ist, dessen Gebrauch vielleicht geneigt ist, ein moralisches Urteil mit sich zu bringen, von welchem wir uns natürlich fernhalten sollten. Diese Konflikte sind gewöhnlich unter den ersten Gegenständen, von denen man in der Analyse erfährt, da sie ja in direkter Beziehung zu den Klagen stehen, weswegen der Patient Hilfe sucht. Die richtige

¹⁾ Vortrag, gehalten am vierten Internat. Psychoanalyt. Kongreß, München, 8. September 1913.

Lösung dieser ist freilich eine andere Sache, welche oft nur relativ spät in der Analyse klar wird.

Es gibt zwei entgegengesetzte Stellungen, die man zu einem solchen Konflikt einnehmen kann, mit allen möglichen Stufen dazwischen. Die eine ist, daß der Arzt sich direkt damit befaßt, mittels Rat, Suggestion u. dgl., die andere (welche, wie ich kaum zu erwähnen brauche, die psychoanalytische ist) besteht darin, daß er seine Bemühungen auf die Untersuchung der Ursachen des Konfliktes beschränkt, in der Überzeugung, daß, wenn diese nur erfolgreich ist, die beste Lösung sich glatt und spontan als Resultat ergeben werde. Diese kann als die psychoanalytische, jene als die nichtanalytische Psychotherapie bezeichnet werden.

Die Vorteile, welche die psychoanalytische Stellungnahme bietet, brauchen hier nur kurz erörtert zu werden. 1. Ohne eine Analyse kann man nie sicher wissen, welches die eigentliche Lösung des Konfliktes sein dürfte. Entweder weiß der Patient schon, was er zu tun hat, aber nicht weshalb er nicht im stande ist, es zu tun; oder er weiß überhaupt nicht, wie er der Frage gegenüber Stellung nehmen soll, d. h. welche die beste Lösung des Konfliktes sei. Der Arzt kann die Antwort ohne Analyse auch nicht feststellen, höchstens kann er sie erraten. 2. Selbst wenn der Arzt die korrekte Lösung des Konfliktes errät und sie dem Patienten vorschlägt, hat sie eine ganz andere Wirkungskraft, als wenn der Patient selbst darauf kommt. Ein Vorsatz, von außen auferlegt und von einer Person angenommen, ist grundverschieden von einem, der ganz spontan aus der eigenen Seele aufsteigt. Der Grund dafür ist: sogar wenn der Vorsatz die tiefsten Wünsche der Person genau psychologisch symbolisiert, so hat er eine starke Wirkungskraft nur wenn die Affekte dieser Wünsche auf den Vorsatz übertragen werden können, also nur dann, wenn der Affektverlauf zwischen dem Unbewußten und dem Bewußtsein so ziemlich frei ist. Dies ist nun unmöglich, wenn der Vorsatz bloß von außen vorgeschlagen wird, wie es in der nichtanalytischen Psychotherapie geschieht. Die Wahrheit dieser Behauptung läßt sich natürlich auch ganz außerhalb der Psychotherapie beweisen: wenn z. B. ein Dichter von einem seiner Freunde hörte: „Dieses oder jenes wäre ein schönes Thema für Sie und für Ihr Genie geeignet“, und falls die Idee angenommen würde, so übte diese eine ganz andere Wirkung aus, als eine rein innerliche Eingebung. 3. Wenn der Arzt eine bestimmte Lösung eines Konfliktes vorschlägt, resp. einen Rat gibt, steigert er die Abhängigkeit des Patienten. Die ganze Frage kann von einem Standpunkt aus als ein Teil der Übertragungsfrage überhaupt betrachtet werden, auf welche wir gleich zurückkommen.

Obzwar diese Überlegungen klar genug erscheinen, darf wohl nicht vergessen werden, daß starke Tendenzen seitens des Patienten wie des

Arztes bestehen, die einer entgegengesetzten Richtung zustreben, und, um dieses zu verhindern, muß man diese Tendenzen genau beachten.

Die Versuchungen seitens des Patienten, Ratschläge über einen aktuellen Konflikt zu verlangen, anstatt die Ursachen davon gründlich zu erforschen, sind hauptsächlich zwei: entweder sind sie eine Äußerung des wohlbekannten Widerstandes gegen diese Erforschung oder sie dienen, um eine nähere Verbindung zwischen Patient und Arzt zu schließen, also die Übertragungseinstellung zu bekräftigen; auf die Beziehungen zwischen diesen zwei brauchen wir hier nicht näher einzugehen. Der Patient hat es demzufolge bequem, wenn der Arzt in der Frage der aktuellen Konflikte immer zu seiner Hilfe bereit steht, er kann auf ihn alle Verantwortlichkeit schieben und sich auf ihn bei jeder Angelegenheit berufen. Auch wenn der Arzt dem Patienten keinen direkten Rat, sondern nur eine Anregung gibt, kann der Patient später einmal Gebrauch davon machen, indem er darauf in einer Art „nachträglichen Gehorsams“ reagiert. Der Arzt, der diese dauernde Übertragungseinstellung vermeiden will, muß nicht nur mit Rat, sondern auch mit Suggestion in dieser Beziehung recht vorsichtig sein.

Die Tendenzen seitens des Arztes sind teilweise von gleicher Natur. Einfach Rat geben, befreit ihn von der Notwendigkeit eine mühsame Erforschung zu unternehmen, und die dazugehörige autoritäre Haltung bringt die Gefahr eines unbemerkteren Einschleichens der Gegenübertragung, als es sonst der Fall ist, mit sich. Daß er dabei in die Stellung einer mächtigen, scheinbar allwissenden Vater-Imago gelangt, schmeichelt seiner Selbstschätzung und befriedigt seine Allmachtsphantasien. Man kann dies gelegentlich sehr leicht bei gewissen Hypnotiseuren beobachten, die eigentlich dieses Posieren fast absichtlich kultivieren müssen. Schnitzler hat diese Einstellung des Hypnotiseurs in der Gestalt des Paracelsus treffend charakterisiert, der wie folgt spricht:

„Mit wilden Söldnerscharen spielt der eine,
Ein anderer spielt mit tollen Abergläubischen,
Vielleicht mit Sonnen, Sternen irgend wer, —
Mit Menschenseelen spiele ich.“

Aber gerade das darf ein Arzt nicht. Wie Browning sehr richtig gesagt hat:

„Tis a dangerous matter to play with souls,
And trouble enough to save one's own.“

Ein solch leichtsinniges Verhalten trägt in keiner Weise den komplizierten Vorgängen Rechnung, die sich in der menschlichen Seele ereignen. Der Einfluß, den der Arzt in bezug auf seine Patienten notwendigerweise ausübt, sollte nur dazu verwendet werden, die inneren Widerstände gegen das Bloßlegen des Unbewußten zu überwinden, mit

dem einzigen Ziele, daß der Patient eine vollständigere Selbstkenntnis, welche eine bessere Anpassungsfähigkeit und Selbstbeherrschung mit sich bringt, und eine möglichst vollkommene Selbständigkeit erlangt. Geht der Arzt über dieses Ziel hinaus, indem er seine eigene, vom subjektiven Urteil abhängige Lösung eines Konfliktes vorschlägt und sich als Ethiker, Lehrer oder Führer ausgibt, so überschreitet er damit die Grenzen der Psychoanalyse, verkennt ihre Wirkungsart und macht ihre Absichten unmöglich.

Eine solche Handlungsweise von seiten des Arztes wird besonders dann wahrscheinlich vorkommen, wenn er nicht oder nur teilweise von den Vordersätzen der Psychoanalyse überzeugt ist. In dieser Beziehung kann ich nicht umhin, eine Gefahr darin zu erblicken, daß Jungs gegenwärtiger Begriff der Psychoanalyse in einer Weise — ob irrtümlich oder nicht, bleibe dahingestellt — aufgefaßt werden könnte, die, wenn durchgeführt, als Resultat ergeben würde, daß die durch Freud errungene Bereicherung unserer psychotherapeutischen Hilfeleistungsfähigkeit wieder verloren ginge. Meiner Ansicht nach ist es sicher, daß die von Jung eingeschlagene Richtung zu erheblichen Unterschieden in der Praxis führen muß, eine Tatsache, die schon von Jung teilweise zugegeben wurde, und daß selbe, wenn nur ganz konsequenterweise verfolgt, eine prinzipielle Aufgebung der Psychoanalyse bedeuten würde. Betrachten wir z. B. die psychoanalytische Behandlung vom Standpunkte einer Methode, die dem Patienten helfen soll, seinen aktuellen Konflikten in einer befriedigenderen Weise entgegenzutreten, welche natürlich nur einen Gesichtspunkt darstellt, und stellen wir diese Konflikte den unbewußten Phantasien gegenüber, welche die Flucht in die Krankheit bezeichnen und durch die Analyse aufgedeckt werden. Wie bekannt, mißt Freud diesen Wunschphantasien eine wichtige ätiologische Bedeutung bei, und ihm gemäß dient hier die Analyse den Patienten über die Gründe, weshalb er seinen aktuellen Konflikten nicht gewachsen ist, aufzuklären, zu dem Zwecke, daß er dadurch eher im stande sein wird, diese gehörigerweise zu lösen. Jung, der diesen Phantasien sehr wenig oder überhaupt keine ätiologische Bedeutung beilegt, analysiert sie nichtsdestoweniger, und weist dadurch den Patienten auf das hin, was er macht, wenn er dieser Lösung („Aufgabe“ nach Jung) ausweicht, eine Aufklärung, die den Patienten sehr wenig interessieren dürfte, wenn er auch erfährt, daß seine Ausweichung, welcher er sich gewöhnlich bereits nur zu wohl bewußt ist, die Hauptsache ist, aber nur angeborene Ursachen haben soll (Regression, Empfindlichkeit, Faulheit usw.). Ich kann wirklich nicht einsehen, wozu die Analyse noch dient, wenn die aufgedeckten Wunschphantasien keine ursächliche Wichtigkeit haben und bloß Scheinprodukte rein sekundärer Natur sein sollen. Eine solche Erforschung müßte ja Nebensache in der Behandlung sein, da sie sich um die angeblichen ätiologischen

Momente nicht kümmert, und wäre in ihrer Tendenz grundverschieden von jener der eigentlichen Psychoanalyse, welche ihren Erfolg von der Aufdeckung der unbewußten Determinanten ableitet. Wer eine solche Behandlungsmethode betreibt, sollte einen neuen Terminus dafür prägen; Psychoanalyse wäre es nicht mehr.

Um meine Schlüsse zusammenzufassen, behaupte ich, daß bei der Psychoanalyse aktuelle ebenso wie vergangene Konflikte nur durch Analyse der unbewußten Ursachen gelöst, und nicht durch irgend welche Ratschläge oder Aufklärungen über Lebensaufgaben beseitigt werden sollten. Freilich ist dieses ein schwer zu erreichendes Ideal, denn es kommt oft genug vor, daß der Arzt seine Meinung über eine bestimmte Schwierigkeit (oder Dilemma) zu äußern gezwungen wird, und zwar unter Umständen, wenn es ihm die Zeit nicht erlaubt, eine gründliche Analyse betreffend der Reaktion des Patienten zu unternehmen. Falls eine solche Schwierigkeit nicht sehr bedeutsam ist, ist es ziemlich belanglos, was der Arzt darüber sagt, aber wenn es eine wichtige Frage betrifft, darf er keine weitreichende Lösung vorschlagen, sondern die Sache dem Patienten überlassen, indem er sich beschränkt, die Aufmerksamkeit desselben auf Überlegungen zu lenken, die dieser aus psychopathologischen Gründen zu übersehen geneigt ist. Ich schließe mit der Bemerkung, daß die Psychoanalyse bei dieser Frage, wie bei anderen, keine Verquickung mit anderen psychotherapeutischen Methoden verträgt.

III.

Einige klinische Beobachtungen bei der Paranoia und Paraphrenie.

(Beitrag zur Psychologie der „Systembildung“.)

Von Dr. S. Ferenczi (Budapest).

I.

Eines Tages suchte mich die Schwester eines jungen Künstlers auf und erzählte mir, daß ihr Bruder A., ein sehr begabter Mann, sich seit einiger Zeit ganz sonderbar benehme. Er hätte die Abhandlung eines Arztes über die Serumbehandlung der Tuberkulose gelesen¹⁾, seitdem beschäftige er sich immer nur mit sich selbst, lasse seinen Harn und sein Spiritum auf abnorme Bestandteile untersuchen, und obzwar sich solche nicht vorfinden, unterzöge er sich der Serumbehandlung bei jenem Arzte. Es zeigte sich bald, daß es sich bei ihm nicht um eine einfache hypochondrische Verstimmung handelte. Nicht nur jener Aufsatz, sondern auch die Persönlichkeit jenes Arztes machte auf ihn einen ungewöhnlichen Eindruck. Als dieser den jungen Mann einmal etwas barsch anfuhr, vertiefte er sich in seinen Aufzeichnungen (die mir die Schwester zu lesen gab) in endlose Grübeleien über die Frage, wie man dieses Verhalten des Arztes mit der Tatsache, daß jener ein wirklicher Gelehrter ist (was er nicht zu bezweifeln wagte), in Einklang bringen kann. Es stellte sich dann heraus, daß seine hypochondrischen Ideen in ein größeres, philosophisches System verflochten, gleichsam in dessen Gebäude hineingebaut waren. Seit längerer Zeit interessierte sich der junge Mann für Naturphilosophie Ostwalds, zu dessen eifrigem Anhänger er sich bekannte; einen besonders tiefen Eindruck machte auf ihn die energetische Hauptidee und die starke Betonung des ökonomischen Prinzips in den Vorschlägen jenes Gelehrten. Die Sentenz, daß man mit möglichst geringer Energieausgabe möglichst viel zu stande bringen soll, wollte er in seiner praktischen Lebensführung in jeder Hinsicht realisieren, verstieg sich aber dabei zu Übertreibungen, die sogar der die Intelligenz des Bruders besonders hochschätzenden Schwester sonderbar vorkamen. Solange er sich nur ungemein pünktliche schriftliche Tagesordnungen zurechtlegte, in

¹⁾ Diese Abhandlung, die fast alle nervösen und psychischen Störungen auf Tuberkulose zurückführt und demgemäß zu behandeln rät, hat meinen Psychoneurotikern viel zu schaffen gegeben.

denen jeder körperlichen und jeder Art geistiger Tätigkeit eine bestimmte Zeit eingeräumt wurde, mag er noch als besonders folgsamer Schüler seines Meisters gegolten haben; er begann aber später die Tendenz zur Sparsamkeit derart zu übertreiben, daß er sie — natürlich unbewußt — förmlich ad absurdum führte. Am auffälligsten wurde dies, als die Verquickung mit den hypochondrischen Ideen zu stande kam. Er spürte in den verschiedensten Organen Parästhesien, u. a. in den Beinen und bemerkte, daß diese schwinden, wenn er das Bein hoch hebt. Um nun seine Aufmerksamkeit, deren Energie er nach seiner Überzeugung für wertvollere Leistungen als zur Perzeption körperlicher Zustände zu verwenden die Pflicht hatte, von den Empfindungen im Beine abzulenken, hieß er seine Schwester, ihm das Bein hoch zu halten, damit er sich ungestört in seine Gedanken — die wertvollsten Leistungen, deren es fähig war — versenken könne. Die Schwester kam diesem Wunsche öfters getreulich nach. — Allmählich kam er zur Einsicht, daß er selber eigentlich überhaupt keine andere Arbeit leisten dürfe, als denken; die Ausführung seiner Ideen im Einzelnen — eine untergeordnetere Arbeit — müsse Leuten mit geringeren Fähigkeiten überlassen werden. So kam er dazu, sich nur mehr mehr mit Problemstellungen zu beschäftigen und füllte seinen Stundenplan mit der Aufgabe aus, über die letzten naturwissenschaftlichen, psychologischen und philosophischen Fragen nachzudenken. Seiner Umgebung gab er den Auftrag, in der von ihm genau vorgeschriebenen Weise für die absolute Ruhe während seiner geistigen Arbeit zu sorgen. All dies hätte seiner Familie noch keine ernstlichen Besorgnisse bereitet, hätte er — der bisher so fleißig seinen Agenden oblag — sich nicht einem völligen Nichtstun hingegeben. In seiner Anstrengung, „mit möglichst günstigem Koeffizienten“ zu arbeiten, brachte er es also dazu, die nächstliegenden Aufgaben (da sie mit der Theorie der energetischen Ökonomie nicht wörtlich in Einklang zu bringen waren) zu vernachlässigen; das Gebot des möglichst ökonomischen Schaffens diente ihm also, und zwar folgerichtig, dazu, das Schaffen überhaupt aufzugeben. Er lag stundenlang untätig in gewissen künstlich hergestellten Positionen. — Diese letztere mußte ich als eine Art katonische Körperhaltung, die rein psychischen Symptome als Bruchstücke von hypochondrischen und Größenwahn-Ideen auffassen und der Familie des Patienten zu verstehen gab, daß ich den Fall für eine paranoide Paraphrenie (dem. praecox) und den jungen Mann einstweilen für anstaltsbedürftig halte. Die Familie lehnte die Diagnose und den ärztlichen Rat zunächst ab, obzwar ich die Möglichkeit, daß es sich um einen leichten und vorübergehenden Anfall handle, offen ließ.

Bald kam aber die Schwester wieder und erzählte mir folgendes: Der Bruder ersuchte sie, sie möchte in seinem Zimmer schlafen, da er sich so wohler fühlt, was seiner geistigen Leistungsfähigkeit zu gute

kommt; die Schwester leistete diesem Ansuchen Folge. Einigemal ließ er sich bei Nacht die Beine hoch heben. Dann fing er an, der Schwester von erotischen Gelüsten und Erektionen zu sprechen, die ihn in der Arbeit stören. Zwischendurch sprach er von seinem Vater, der ihn zu streng behandelt habe, und dem gegenüber er bis jetzt lieblos gewesen sei; jetzt erst habe er in sich wie im Vater ihre gegenseitige Zuneigung entdeckt. Plötzlich sagte er: es sei gegen die energetische Ökonomie, wenn er seine erotischen Bedürfnisse bei fremden Frauenspersonen und für Geld befriedige; es sei doch einfacher und müheloser, dabei gefahr- und kostenlos, mit einem Worte: ökonomischer, wenn sich die Schwester, im Interesse seiner psychischen Leistungsfähigkeit und in treuer Befolgung des „energetischen Imperativs“ dazu hergebe. Nach diesem Zwischenfall (den übrigens die Schwester geheimhielt) und nachdem der Patient selbstmordverdächtige Äußerungen tat, wurde er in eine Heilanstalt interniert.

II.

Ein sehr intelligenter junger Mann, B., der nebst der pünktlichen Erfüllung seiner Amtspflichten ganz bemerkenswerte dichterische Leistungen zu stande brachte und dessen Entwicklungsgang ich seit mehr als vierzehn Jahren verfolge, war mir stets als einer jener Größen- und Verfolgungswahnsinnigen bekannt, die es verstehen, ihre Symptome so weit zu zügeln, daß sie in der Gesellschaft noch bestehen können. Da mir seine literarischen Arbeiten gefielen und ich einigemal sogar den — allerdings mißlungenen — Versuch machte, das Interesse maßgebender Persönlichkeiten auf ihn zu lenken, faßte er eine ausgesprochene Sympathie zu mir. Er besuchte mich etwa einmal im Monat, erzählte mir wie einem Beichtvater seine Leiden und ging stets einigermaßen beruhigt von mir. In seiner Stellung brachten ihn die Kollegen und Vorgesetzten — wie er mir erzählte — in die peinlichsten Situationen. Er tue stets seine Pflicht, ja meistens noch mehr, als man von ihm fordere, und doch (oder vielleicht darum!) seien sie ihm alle feindlich gesinnt. Offenbar beneide man ihn wegen seiner überlegenen Intelligenz und seiner hohen Verbindungen. Nach den Injurien befragt, die man ihm zufügte, konnte er nur geringfügige Scherze seiner Amtskollegen und eine das Maß des Gewöhnlichen nicht übersteigende Mißachtung seitens der Chefs angeben. Er rächte sich, indem er alle kleineren und größeren Versehen, Fahrlässigkeiten, Regelwidrigkeiten, angeblich auch unrechtmäßige Vorteile, die sich die anderen Beamten zu schulden kommen ließen, sich sorgsam merkte. Zeitweise, wenn seine aufgespeicherte Unzufriedenheit in offener Auflehnung ausbrach, rührte er all diese meistens längst veralteten Sachen auf, brachte sie auch dem jeweiligen Leiter des betreffenden Ressorts zur Kenntnis, wodurch er sich immer, manchmal aber auch den Kollegen und Vorgesetzten Unannehmlichkeiten und Verweise zuzog. Es gelang ihm endlich wirklich,

sich mit fast jedem zu verfeinden, und er ersparte sich so die Mühe, die Feindseligkeit seiner Amtsbrüder aus kleinen Anzeichen zu konstruieren; er machte sich gründlich verhaßt; jede Sektion freute sich, ihn loszuwerden, und benützte jeden Anlaß, ihn in eine andere Abteilung versetzen zu lassen. Nach solchen Versetzungen gab es auch bei ihm „Versetzungsbesserungen“. Von jedem neuen Chef erwartete er die endliche Anerkennung seiner Vorzüge, bei jedem glaubte er unzweideutige Anzeichen besonderer Hochachtung seiner Fähigkeiten und große Sympathie zu ihm zu bemerken; doch recht bald stellte es sich heraus, daß auch der neue Chef nicht mehr taue als die früheren. Allerdings hätten diese früheren ihn gewiß beim neuen Chef denunziert; die ganze Bande stecke ja unter einer Decke usw. Ähnlich schlecht erging ihm in seiner literarischen Tätigkeit. Die bereits anerkannten Schriftsteller bilden — wie er mir sagte — unter sich eine Interessengemeinschaft, „eine Maffia“, die junge Talente nicht aufkommen läßt. Und doch seien seine Werke den allerberühmtesten der Weltliteratur an die Seite zu stellen. — In sexueller Hinsicht war er stets ziemlich bedürfnislos. Er hat einigemale bemerkt, daß er bei Frauen ein ihm selber unerklärliches Glück hat, er gefalle allen, ohne daß er sich viel um sie kümmerte, er müsse sich vor ihnen sehr in acht nehmen usw. (d. h. nebst den Verfolgungs- und Größenideen produziert er auch erotomanische).

Aus zeitweise gemachten Mitteilungen wurden mir dann auch die tieferen Schichten seiner seelischen Existenz bekannt. Er lebte unter ärmlichen Verhältnissen, was eine frühzeitige Entfremdung mit dem anfangs heißgeliebten Vater verursachte; er übertrug dann (in seiner Phantasie) die Vaterrolle auf einen Onkel, der es an Rang und literarischem Ruhm ziemlich weit brachte, doch bald mußte er einsehen, daß er von diesem Egoisten nichts zu erwarten hat, zog also seine Liebe auch von ihm zurück und machte — wie wir sahen — einerseits mißlungene Versuche, in seinen Vorgesetzten die verlorene Vater-Imago wiederzufinden, anderseits zog er seine Libido narzißtisch auf sich selbst zurück und delectierte sich an den eigenen hervorragenden Eigenschaften und Leistungen.

Etwa im zwölften Jahre unserer Bekanntschaft kam es aber zum Zusammenbruch. In einer allzu heftigen Entrüstung über die vermeintliche schlechte Behandlung attackierte er tätlich seinen höchsten Vorgesetzten. Es kam zu einer langwierigen und peinlichen Untersuchung, die noch verhältnismäßig glimpflich endete, der Patient wurde für „nervenkrank“ erklärt und in Pension geschickt. Zu gleicher Zeit etwa — wohl schon etwas früher, aber besonders seit seiner Entlassung aus dem Amte — fing er an, sich eingehender für die psychoanalytische Literatur zu interessieren.¹⁾ Unter anderem las er auch meine Abhand-

¹⁾ Da es mir ganz aussichtslos schien, wollte ich ihn der Analyse nicht unterziehen.

lung über den Zusammenhang zwischen Paranoia und Homosexualität. Er stellte direkt die Frage an mich, ob ich auch ihn für einen Paranoiker und Homosexuellen halte, und machte sich mit überlegenem Humor über diese Idee lustig. Doch scheint diese Idee in ihm Wurzel gefaßt zu haben und bei seiner sonstigen Untätigkeit üppig aufgeschossen zu sein, denn eines Tages kam er ganz erregt und enthusiastisch zu mir und erzählte, daß er mir nachträglich recht geben müsse: er war wirklich ein Verfolgungswahnsinniger; es sei wie eine Erleuchtung über ihn gekommen, daß er eigentlich innerlich ein Homosexueller ist; er erinnere sich verschiedener Vorkommnisse, die ihm das direkt bestätigten. Jetzt könne er sich seine merkwürdigen — halb ängstlichen, halb libidinösen — Sensationen erklären, die er in der Gegenwart eines älteren Gönners stets verspürte; auch verstehe er jetzt, warum er die Neigung hatte, sich mir körperlich womöglich so weit zu nähern, daß er den Hauch meines Atems zu spüren bekommt.¹⁾ Nun wisse er auch, warum er jenen Gönner mit homosexuellen Absichten (ihm gegenüber) beschuldigte: es war einfach der eigene Wunsch der Vater dieses Gedankens!

Ich war sehr erfreut über diese Wendung, nicht nur mit Rücksicht auf den Patienten, sondern auch, weil dieser Fall meine geheime Hoffnung, daß es um die Therapie der Paranoia im allgemeinen doch nicht so ganz schlecht bestellt ist, erstarken ließ.

Tags darauf kam der Patient wieder; er war noch immer erregt, aber nicht mehr so euphorisch; er habe große Angst, sagte er mir; die homosexuellen Phantasien kämen immer unerträglicher über ihn; er sehe große Phalli vor sich, vor denen er sich ekelt; er phantasie sich mit anderen Männern (u. a. auch mit mir) in päderastische Situationen hinein. Ich versuchte — mit Erfolg — ihn zu beruhigen, sagte ihm, daß diese Phantasien nur wegen ihrer Ungewohntheit so stark auf ihn wirken, später werde er von diesen Ideen gewiß nicht so viel zu leiden haben.

Dann hörte ich einige Tage nichts von ihm, bis mich eines seiner Familienmitglieder aufsuchte, um mir mitzuteilen, daß der Patient, der seit zwei, drei Tagen unzugänglich ist, halluziniert, vor sich spricht, am Vortage zuerst zu seinem Onkel, dann ins Palais eines bekannten Magnaten eindrang und dort Skandal machte. Von dort ausgewiesen, kam er nach Hause, legte sich zu Bett und will kein Wort mehr sprechen; zeitweise sei er aber ganz klar und versichere, es fehle ihm nichts und man soll ihn ja nicht in eine Irrenanstalt transportieren.

Ich besuchte den Patienten und fand ihn tatsächlich in tief katatonischem Zustande (starre Körperhaltung, Negativismus, Unzugänglichkeit, Hallu-

¹⁾ Diese seine Eigenart ist mir tatsächlich schon früher aufgefallen und von mir im Sinne des übertragenen Erotismus gedeutet worden; natürlich hütete ich mich aber seinerzeit, ihn darauf aufmerksam zu machen und ihm das Symptom zu erklären.

zinationen). Im ersten Momente bei meinem Eintreten schien er mich zu erkennen, reichte mir die Hand, doch sofort verfiel er wieder in den katatonischen Stupor. — Es dauerte Wochen, bis er sich in der Heilanstalt, in die er interniert wurde, allmählich etwas erholte, und Monate, bis er von dort — gebessert — entlassen werden konnte. Als ich ihn wiedersah, hatte er nicht die volle Krankheitseinsicht — er objektivierte zum Teil seine paraphrenen Beeinträchtigungsgefühle, ein Teil der alten paranoischen Wahnbilde war wieder lebendig —, dagegen flüchtete er sich ängstlich vor homosexuellen Gedankenregungen, leugnete, daß er an einer Psychose leide und glaubte nicht mehr an dem kausalen Zusammenhange zwischen seinen psychischen Erlebnissen und der Homosexualität. Ich drang natürlich nicht weiter in ihn und versuchte nicht, ihm seine frühere Überzeugung wieder beizubringen. Der Patient mied mich von nun an auffällig; wie ich erfuhr, mußte er später wegen der Rezidive des Aufregungszustandes nochmals, diesmal für etwas kürzere Zeit, interniert werden.

Das Gemeinsame an den hier mitgeteilten zwei Fällen [abgesehen von der in jedem Falle von Paranoia und Paraphrenie nachweisbaren latenten Homosexualität, auf die ich hier nicht näher eingehen will¹⁾] ist, daß uns beide recht interessante Aufklärungen über die Rolle der Wahnsystembildungen bei der Paranoia geben. Der Patient A. erkrankt, indem er — statt sich die Mühe zu nehmen, ein eigenes System zu konstruieren — ein fertiges philosophisches System (die Naturphilosophie Ostwalds) „en bloc“ adoptiert. Philosophische Systeme, die das ganze Weltgeschehen rationell zu erklären suchen und für das Irrationelle (d. h. einstweilen Unerklärliche) keinen Raum übrig lassen, wurden bekanntlich mit den paranoischen Wahnsystemen verglichen. Allenfalls entsprechen solche Systeme ganz besonders den Bedürfnissen des Paranoikers, dessen Symptome gerade dem Zwange entspringen, die eigenen irrationalen inneren Strebungen aus dem äußeren Weltgeschehen rationell zu erklären. Es zeigt sich hier auch recht hübsch, wie das adoptierte System allmählich immer mehr dazu verwendet wird, die eigenen rein egozentrischen, verdrängten Wünsche (Nichtstun, Inzestgelüste der Schwester gegenüber) zu rationalisieren.

Der Fall B. zeigt wiederum, wie verhängnisvoll es für einen Paranoischen sein kann, wenn ihm das System, das er sich mühevoll aufbaute und auf das gestützt er sozial noch tätig sein konnte, plötzlich entrissen wird. B. gelang es, alle seine ethisch inkompatiblen Gelüste auf die bürokratische Umgebung zu projizieren; er wurde zum Opfer

¹⁾ Ich verweise auf die diesbezügl. Arbeit von Freud (Ein autobiogr. beschr. Fall von Paranoia. Jahrb. f. Psychoan., III. Bd.) und von mir (Homosexualität und Paranoia, ibidem).

einer systematischen Verfolgung. Aus dem Amte entlassen, wurde ihm gleichsam sein System geraubt; zufälligerweise stieß er gerade in dieser Zeit des Systemverlustes auf die psychoanalytische Literatur, die ihm — obzwar er auch früher einiges davon hörte — erst jetzt einleuchten konnte. Vorübergehend schien er geneigt, sein Verfolgungssystem mit der (nach unserer Ansicht) richtigen Einsicht in seine wahre Persönlichkeit einzutauschen, sich mit den eigenen verdrängten Komplexen zu befreunden. Doch bald zeigte es sich, daß ihm diese Einsichten allzu unerträglich waren, von der stürmisch einsetzenden Angst mußte er sich — da er kein anderes passendes System zur Verfügung hatte und da ihm dies eine zweite neurotische Fixierungsstelle ermöglichte — in die Demenz flüchten. Er erholte sich aus dem paraphrenischen Anfall nur und insoweit, als es ihm gelang, die psychoanalytische Einsicht wieder aufzuheben und das Verfolgungssystem zu rekonstruieren. — Solche enge Beziehungen zwischen Systembildung und Paranoia erklären vielleicht auch die Tatsache, daß neuen wissenschaftlichen, z. B. physikalischen und philosophischen Systemen, Erfindungen und Theorien stets ein ganzer Troß von Psychopathen nachfolgt. In therapeutischer Hinsicht mahnt uns der Fall B., die pessimistische Ansicht Freuds über die psychoanalytische Therapie der Paranoia¹⁾ aufrechtzuerhalten.

Die eigentümliche katatonische Haltung des Patienten A. (Liegen mit hochgehobenem Beine) verdient meiner Ansicht nach eine besondere Hervorhebung. Die Deutung dieses motorischen Symptoms machte uns der Patient leicht, indem er die Aufgabe, das Bein zu halten, der Schwester übertrug, und bald darauf mit den inzestuösen Gelüsten der Schwester gegenüber offen hervortrat. Wenn wir die uns längst bekannte symbolische Identifizierung von Bein und Penis, Beinstreckung und Erektion, hinzunehmen, dürfen wir wohl jene katatonische Haltung als Ausdrucksmittel (und gleichzeitiges Abwehrmittel) der verdrängten Erektionstendenz ansehen. Es ist denkbar, daß die Sammlung ähnlicher Beobachtungen die katatonische Steifheit überhaupt in diesem Sinne aufklären wird. Zur Stütze dieser Auffassung kann ich einen dritten Fall heranziehen.

III.

Ein Paraphreniker mit ungemein scharfer Fähigkeit zur Selbstbeobachtung erklärte mir spontan, daß er mit allen seinen absonderlichen katatonen Haltungen und Bewegungen erotische Empfindungen an den verschiedenen Körperstellen abzuwehren sucht. Die extreme Rumpfbeugstellung — die er minutenlang einhielt — diene ihm z. B. dazu, „die Erektion des Darmes zu knicken“.

¹⁾ Im Gegensatz zu Bjerre, der eine Paranoia analytisch geheilt haben will (Jahrb. f. Psychoan., II. Bd. Dieser Fall Bjerres ist nach meiner und Freuds Ansicht keine echte Paranoia gewesen).

IV.

Prof. Dr. Ernst Dürr und seine Stellung zur Psychoanalyse.

Von Dr. O. Pfister, Pfarrer in Zürich.

Der Hinschied Prof. Dr. Dürrs bedeutet einen schweren Verlust nicht nur für die von ihm vertretenen Fächer, die Philosophie, Psychologie und Pädagogik im allgemeinen,¹⁾ sondern auch für die psychoanalytische Forschung im Besonderen. Durch seinen kritischen Scharfsinn, seine tiefdringende Gabe, verwandte Erscheinungen in ihrer Zusammengehörigkeit zu durchschauen, seine immense Belesenheit und schöpferische Arbeitskraft hatte er sich einen angesehenen Namen geschaffen. Seine Werke über die Aufmerksamkeit, seine Einführung in die Pädagogik, seine Erkenntnistheorie, seine Ethik, seine um einen inhaltsreichen Anhang vermehrte Bearbeitung des Buches von Busse über Leib und Seele, seine Neuausgabe zweier Lehrbücher der Psychologie von Ebbinghaus, dessen unvollendetes großes Werk Dürr um einen stattlichen Band bereicherte, bilden ein Lebenswerk, das in solcher Ausdehnung vielleicht kaum jemals von einem nur 35jährigen Manne geleistet worden ist. Dabei hatte er sich eine erstaunliche Lern- und Entwicklungsfähigkeit gewahrt und besaß die Kraft, nicht nur zur herrschenden Ansicht, sondern auch zur selbstvertretenen Lehre in Gegensatz zu treten, wenn es die Wahrheit gebot. Daher durfte die pädagogische Psychoanalyse, deren Prinzipien er nach anfänglichem Widerstand, ja nach schwerem Kampfe als richtig anerkannt hatte, großes von ihm erwarten. Er besaß reichlich manches, was den meisten von uns fehlt, und wir hätten uns gerne zu den Füßen eines so ausgezeichneten Mannes gesetzt. Mit ihm sind wir um eine große und schöne Hoffnung ärmer geworden.

Anfänglich lehnte er, wie fast jedermann, die Psychoanalyse rundweg ab: „Es ist zu hoffen, daß solche Erklärungen, die mit den Dogmen der Freudschen Schule und mit noch weniger wahrscheinlichen Hypothesen über das Sexualleben arbeiten, möglichst kritisch aufgenommen

¹⁾ Diese Disziplinen vertrat Dürr seit seinem 28. Lebensjahr an der Universität Bern als außerordentlicher, seit seinem 29. Jahr als ordentlicher Professor.

werden.“ So schreibt er in einem am 15. Februar 1911 erschienenen Artikel.

Daß er sich zuerst in dieser Weise gegen die Pädanalyse verhielt, können wir leicht verstehen. Gerade für ihn als Experimentalpsychologen war es etwas ungewohntes, sich in die Zergliederung der einzelnen Psyche zu versenken und dabei erst noch die von der offiziellen Psychologie vielfach geächtete Welt des Unbewußten als die auch das bewußte Seelenleben oft beherrschende anzuerkennen.

Wenn ich nicht irre, so sprach sich Dürr zum zweitenmale über die Psychoanalyse aus, als er meine analytischen Untersuchungen über die Psychologie des Hasses und der Versöhnung besprach. (In seinen „Grundfragen der Psychologie und Pädagogik“, Beilage der Zeitschrift für Jugend-erziehung und Jugendfürsorge. Trüb, Aarau.) Unverhohlen gab er an, daß er mit diesen Ausführungen nichts anzufangen wisse, was ich auch leicht begreifen konnte.

Ein freundliches Referat Dürrs über meine Studien an Zungenrednern veranlaßte mich, ihm zu schreiben und gegen seine Annahme Stellung zu nehmen, daß die Gebilde der ekstatischen Redner aus der bloßen Dispositionspsychologie erklärlich seien. An einigen Beispielen suchte ich nachzuweisen, daß jenseits der Bewußtseinsschwelle eine gewaltige dichterische Tätigkeit vor sich gehe. Von Professoren ist man gewöhnt, im Tone der Überlegenheit belehrt zu werden, daß man die Sache nicht recht verstehe. Diesmal erhielt ich eine Antwort, die dem Absender als Menschen und Gelehrten zur höchsten Ehre gereicht. Er schlug mir nämlich zu meiner freudigen Überraschung vor, mich zu besuchen und die von den Psychoanalytikern behaupteten Tatsachen selbst in Augenschein zu nehmen. Ein solcher Wahrheitsernst war mir noch selten begegnet.

Bei der ersten Begegnung (Sept. 1912) zeigte ich ihm an den Bildern eines geheilten oder doch wenigstens von allen störenden Symptomen befreiten Psychopathen die erstaunlich kunstvollen Verrichtungen des unbewußten Dichtens.¹⁾ Es ist wahr, auch jetzt erschwerte ihm die Menge mitgebrachter Theorien, sich auf die Erscheinungen einzulassen, sie überhaupt anzusehen. Mit großem Scharfsinn berief er sich auf diese und jene Theorie, welche den psychoanalytischen Erklärungen im Wege stehe. Als er sich aber über die wissenschaftlichen Vorfragen hinweg an die Beobachtungen gewagt hatte, bemächtigte er sich des Stoffes mit einer Wärme und Energie, die den echten Forscher verriet. Sofort wünschte er, einen psychoanalytischen Versuch an sich selbst zu erleben. Nur eine Stunde war uns gewährt, aber sie genügte, um ihm und mir einen starken Eindruck zu hinterlassen, ihm von der Wichtigkeit der Analyse, mir von der geistigen Bedeutung und Charaktergröße des Analysanden.

¹⁾ Die Arbeit erschien in „Imago“, 2. Jahrg. (Heft 5), 481—512.

Von da an standen wir in regem Briefwechsel. Der zweite Band der Psychologie zeigt deutlich, wie er der Tiefenpsychologie rasch näher kam. Während er sich anfangs gegen Freud recht ablehnend verhält (z. B. 257 ff.), redet er in den Schlußpartien des imposanten Werkes mit großer Achtung von ihm. Wohl erhebt er allerlei Bedenken, aber er fährt fort: „Das alles kann uns nicht abhalten, in dem von Freud und seinen Schülern zusammengebrachten Tatsachenmaterial wertvolle Bausteine einer Psychologie des künstlerischen Schaffens anzuerkennen“ (660). Auch meiner Arbeiten gedenkt er wohlwollend.

Im Frühling 1913 hatte ich noch einmal die Freude, mit ihm gemeinsam analytischen Experimenten obzuliegen. Die Stunden, die ich bei dieser Gelegenheit in seiner Gesellschaft zubringen durfte, sind mir unvergeßlich. Er sprach sein Bedauern darüber aus, daß er sein psychologisches Hauptwerk hatte schreiben müssen, ohne die jetzt gewonnenen Einsichten verwerten zu können. Bald gab er zu, daß manche mitgebrachten psychologischen Annahmen sich als unrichtig herausstellen. An der Konstruktion Freuds brachte er nicht wenige Korrekturen an, die fast alle aus seinen prinzipiellen Erwägungen flossen. Ob er sie festgehalten hätte, weiß ich nicht. So viel aber ist gewiß: Dürr hätte der psychoanalytischen Grundlehre eine theoretische Vertiefung und Abklärung gegeben, zu der wohl nicht manche bisherigen Analytiker befähigt gewesen waren. Eines der letzten Worte, die ich aus seinem Mund hörte, lautete: „Ich bin gewiß, daß eine durchgreifende Umgestaltung der Psychologie von der Psychoanalyse ausgehen wird.“ Daß er selbst sie nun nicht mehr erleben kann, erfüllt uns mit Wehmut.

In den folgenden Monaten befaßte er sich angestrengt mit der theoretischen Bearbeitung des gewonnenen Materials. Erschwert wurde ihm die Aufgabe dadurch, daß er durch seine große, vielleicht allzu große Vorsicht von unabhängigen Versuchen, abgesehen von einigen Oberflächenbeobachtungen, abgehalten wurde. Daher gelangte er in manchen wichtigen Fragen noch nicht zu völliger Klarheit. Sein fester Vorsatz ging dahin, sobald er festen Boden unter den Füßen fühlte, auf eigene Faust analytische Untersuchungen anzustellen. Im Juni schrieb er mir: „Von der Freudschen Neurosenlehre, die ich nun nach den verschiedensten Richtungen hin studiert und durchdacht habe, ist mir vieles zum festesten geistigen Besitztum geworden. Aber so viel emotionale und theoretische Förderung ich der Bekanntschaft mit der Psychoanalyse auch zu danken habe, dem speziellen Verfahren der assoziativen Traumausdeutung stehe ich, wenigstens sofern Personen von meiner seelischen Konstitution in Betracht kommen, skeptisch gegenüber. Daß die Träume geeignet sind, uns die schwachen Seiten, die Schäden und Mängel unserer Seele zu enthüllen, bezweifle ich nicht im mindesten. Im Gegenteil: Ich gehöre

zu den überzeugtesten Anhängern der Lehre, daß uns der Traum die tiefsten Abgründe der Seele erkennen lassen kann.“

Auch vor der Öffentlichkeit nahm Dürr mutig für die neue Methode Partei, wiewohl er sich genau bewußt war, in den Augen voreingenommener und lernunfähiger Gelehrter sein Ansehen aufs Spiel zu setzen.

In der Aprilnummer seiner „Grundfragen“ schrieb er über die Entdeckungen und Heilerfolge, die der Psychoanalyse in Bezug auf die nervöse Ermüdung beschieden waren. Scharfsinnig erklärt er die durch Triebverdrängung entstehende Ermüdung hauptsächlich, nicht ausschließlich für eine Ablenkungswirkung. Dieser Auffassung schließe ich mich an, halte aber auch den Widerwillen gegen die Lebensrealitäten und ihre Anforderungen für ein wichtiges unbewußtes Motiv der neurotischen Müdigkeit, welche als Automatismus dem Wunsch nach Untätigkeit entgegenkommt.

Im Juni 1913 erschien ein Aufsatz über Gemütsbildung, in dem zu lesen stand: „Die Forschungen Freuds und seiner Schüler haben die innere Zusammengehörigkeit von Liebe und Furchtlosigkeit ganz speziell in überraschender Weise nachgewiesen.“ Von hier aus widmet er der Religion schöne Worte, die beweisen, daß auch ihn, wie schon so manchen anderen, die Psychoanalyse diesem Gebiete des Geisteslebens näher gebracht hatte: „Die Bedeutung des religiösen Lebens, in dem schon so viel vereinsamte Menschen Befriedigung ihrer Liebesbedürfnisse finden, und aus dem ihnen Mut und Vertrauen erwächst, kann nur der wissenschaftlich in ganzem Umfang würdigen, der den Zusammenhang der Beseitigung von Liebeshemmungen mit den Stimmungen der Furchtlosigkeit und des damit gegebenen Seelenfriedens erkannt hat.“ (Grundfragen, Juni 1913, Nr. 10.) Wie alle, die sich mit Analyse befassen, wendet er sich mehr und mehr konkreten Lebensfragen zu: Er bespricht die Liebe des Kindes zu den Eltern und ihre Störungen, den „Ödipuskomplex“, die Stauung des Unwillens durch das Gebot: „Ehre Vater und Mutter“, die Überkompensation des Hasses gegen den Vater durch doppelte Zärtlichkeit, die hieraus hervorgehende spätere Bekämpfung aller Autoritäten in Kirche und Staat, Kunst und Wissenschaft, wie im alltäglichen Leben. Mit Recht sagt er: „Glückliche Menschen sind die Tyrannenhasser und Autoritätenverächter gewiß nicht. Aber daß sich die gestauten Affekte irgendwie Luft machen, ist schließlich doch eine Bedingung ihrer Selbsterhaltung. Wie das Fieber für den kranken Organismus zweckmäßig ist, während es im allgemeinen durchaus nicht den Inhalt der menschlichen Wünsche bildet, Fieber zu haben, so ist das neurotische Verhalten des an verdrängten Komplexen Leidenden eine in ihrer Art zweckmäßige Selbsterhaltungsreaktion einer kranken Seele, obwohl es natürlich zweckmäßiger ist, eine gesunde Seele zu haben.“ „Wer sich über jede Fliege an der Wand ärgert, wer beständig Händel sucht, nicht

weil ihn andere an der Erreichung wertvoller Ziele hindern, sondern weil ein verhängnisvoller Trieb zur Opposition in ihm wühlt, . . . der gallige, nörgelnde, sich in Haß und Rachsucht verzehrende, dabei von beständiger Sorge und Angst geplagte, kurz der überwiegend und auf ungenügende (d. h. für normale Menschen nicht genügende) Veranlassungen hin in negativen Gemütsstimmungen lebende Mensch leidet an einer kranken Seele. Er bedarf vor allem der Heilung und kann mit anderen Arten der erzieherischen Beeinflussung wenig oder nichts anfangen. Besonders Versuche der sittlichen Selbsterziehung pflegen einer solchen armen Seele kläglich zu mißlingen. Umso erfreulicher sind die Erfolge, die Seelsorger, Ärzte und Erzieher mit Hilfe der psychoanalytischen Methode der Behandlung der an verdrängten Komplexen Leidenden aufzuweisen haben. Und es ist begreiflich, daß Pädagogen, die gerade auf dem Gebiet der Gemütsbildung bisher kaum etwas anderes zu lehren wußten als die billige und oft so unfruchtbare Weisheit der Moralpädagogik, sich mit großer Begeisterung der neuen Richtung anschließen.“

Sehr richtig fügt er diesem hohen Lobe bei eine Warnung, die sich alle Analytiker gerne aneignen: „Aber so wichtig die Heilpädagogik und speziell auch der auf psychoanalytische Forschungen gegründete Teil derselben innerhalb des Ganzen der Erziehungslehre ist, so darf man doch nicht vergessen, daß Bildung noch etwas anderes ist als Heilung.“ (Grundfragen Nr. 10.)

Wer sich in die Analyse einlebte, sieht so viel des Neuen und Wichtigen, daß sein Denken von ihm nur schwer loskommt. So werden wir uns nicht wundern, daß auch die letzte Veröffentlichung Dürrs liebevoll dieser Erziehungsmethode gedenkt. In der Augustnummer der „Grundfragen“ zeigt er mein Buch „Die psychanalytische Methode“ mit Lobesworten an, die nicht mich, sondern nur den von mir behandelten Gegenstand treffen. Der letzte an mich gerichtete Brief redet von der Geneigtheit, ein psychoanalytisches Thema für eine Doktordissertation zuzulassen.

Ein großes Vermächtnis, dessen sich auch die hier besprochene Disziplin wird freuen dürfen, steht noch aus: Eine Pädagogik, die, wenn ich nicht irre, nächstens die Presse verläßt, und in welcher zum erstenmal der Versuch unternommen wird, die Stellung der psychoanalytischen Methode im Ganzen der Erziehungskunst darzustellen.

Sicherlich hätte Dürr sein Bestes uns erst dann gegeben, wenn er selbst analytisch tätig gewesen wäre. Es ist erstaunlich, wie tief er durch Studium und ein an sich selbst vollzogenes Analysenfragment eingedrungen ist. Viel verdankt er in dieser Hinsicht seiner ihm ebenbürtigen Gattin, der Übersetzerin der Psychologie von James und treuen Weggesellin seiner wissenschaftlichen Forschungsreisen.

Überblicken wir die Entwicklung Dürrs, so finden wir in ihr eine Folgerichtigkeit und Zielstrebigkeit, die wahrscheinlich den Werdegang

der Psychologie überhaupt vorwegnimmt. Zuerst absolute Verwerfung der Analyse als einer auf unwahrscheinliche Hypothesen gegründeten Dogmatik, die den erworbenen psychologischen Annahmen an manchen Punkten zuwiderläuft, dann Berücksichtigung einzelner psychoanalytischer Leistungen, die mit Kopfschütteln aufgenommen werden, aber doch Nachdenken hervorrufen, dann erneute Prüfung ähnlicher Arbeiten, die man von der traditionellen Auffassungen aus zu deuten versucht, hierauf — und jetzt steht man vor dem Schritt, zu dem sich nur echte Forscher entschließen können — Einsicht, daß nur der Augenschein dieses wie jedes andere erfahrungswissenschaftliche Problem zu lösen vermag, und Entschluß, analytische Versuche selbst anzustellen oder besser an sich selbst anstellen zu lassen.

Und jetzt lösen sich die vielen Schwierigkeiten, die man bisher nicht zu lösen vermochte, und die bestenfalls eine zwiespältige Stellung zum Gegenstand übrig ließen: Man sieht, wie wenig ausgerichtet ist, wenn man den einen und andern psychoanalytischen Begriff als ungenügend erwiesen hat — was schadete, was half es der Chemie, daß man den Atombegriff als armseligen Invaliden, ja als Monstrum mit guten Gründen hinstellte? Sie kam mit dem hölzernen Bein doch besser vorwärts als mit gar keinem. Man sieht ein, warum Freud und andere ihre Begriffe aufstellen mußten, und entsetzt sich nicht mehr darüber, daß sie nicht gleich mit einem unanfechtbaren System aufwarteten. Man lernt, daß die mit saurem Schweiß erkämpften Begriffe der offiziellen Psychologie, die übrigens selbst im höchsten Grad umstritten sind, die neuen, psychoanalytischen Erfahrungen durchaus berücksichtigen müssen, so viel die Aufgabe durch Bewältigung der umfangreichen Materialien erschwert wird. Man erschrickt vielleicht vor der geforderten, selbstgeforderten Leistung, aber man kann der Wahrheitsverpflichtung nicht mehr entinnen, und hat man erst das Wagnis begonnen, so fühlt man sich für seine Tat regelmäßig belohnt durch die Fülle neuer Einsichten, durch die Größe der erschlossenen Welt. Manche natürliche Begabung, die beim bisherigen wissenschaftlichen Betrieb der Psychologie großenteils nicht zur Geltung kamen, vor allem die natürliche Menschenkenntnis, tritt in den Dienst strenger Wissenschaft und erfährt dabei eine sehr große Bereicherung. Entscheidende Lebensprobleme, die bisher von der Seelenforschung und den von ihr abhängigen Fächern grob vernachlässigt worden waren, nehmen den Focus der wissenschaftlichen Beleuchtung ein, die Psychologie verliert ihre vielbeklagte Lebensferne und geringe Brauchbarkeit für die Lebensgestaltung.

So wird aus dem von stolzer Höhe herab verwerfenden Ketzerrichter ein treuer Mitarbeiter, der die Wissenschaft in fruchtbarer Weise mehrt, großzügig an gewaltigen Problemen arbeitet, ohne in der Kleinarbeit an Sorgfalt einzubüßen oder die bisherigen Methoden zu verachten.

Die Psychologie wird diesen Weg gehen müssen. Vielleicht wird noch längere Zeit verstreichen, bis sie so weit gekommen ist. Heute steht sie noch fast ganz auf der Stufe der hochmütigen Ablehnung, oder sie begnügt sich mit respektvoller Erwähnung, ohne jedoch einen Finger zu rühren, um an der Bewältigung der titanischen Aufgabe mitzuarbeiten.

Der tapfere Verstorbene gibt uns den Mut, an diesen Fortschritt der psychologischen Wissenschaft zu glauben. Wir aber wollen ihm nicht vergessen, mit welchem Wahrheitsmut und heiligem Erkenntnisdrang er seine Kraft für die Psychoanalyse einsetzte.

Mitteilungen.

1.

Eine biologische Parallele zu dem Verdrängungsvorgang.

Von Dr. phil. Rudolf Ortway (München).

Im folgenden möchte ich auf einen Vorgang von biologisch grundlegender Bedeutung hinweisen, der zu dem in der Psychoanalyse wohlbekannten Verdrängungsvorgang eine bemerkenswerte Ähnlichkeit aufweist.

Es ist bekannt¹⁾, daß bei Kreuzung von Tieren und Pflanzen, die sich bezüglich eines Merkmals unterscheiden, in den Nachkommen der Charakter des einen Elternteils ausschließlich zum Vorschein kommen kann²⁾, es „dominiert“ über die andere „rezessive“ Anlage.

Daß die rezessive Anlage auch vorhanden ist, wenn auch in einem latenten Zustand, beweist, daß in der zweiten Generation auch das rezessive Merkmal zum Vorschein kommt.

Die Dominanz ist nicht immer vollkommen, der latente Zustand verrät sich manchmal durch Spuren³⁾, ein andermal kommt es zu ausgesprochenen Zwischenstufen⁴⁾, wobei die beiden elterlichen Merkmale bald zu einem homogenen neuartigen Charakter zusammenfließen, bald mosaikartig⁵⁾ nebeneinander bestehen.

In diesen Zusammenhang ordnet sich zwanglos die schon früher bekannte Tatsache der bisexuellen Veranlagung ein; jedes Individuum enthält latent auch die Anlagen für das andere Geschlecht.⁶⁾

Ich möchte nur noch auf den sogenannten „Dominanzwechsel“⁷⁾ hinweisen, bei dem während des individuellen Lebens die latente Anlage zum Vorschein kommt und dominierend wird.

¹⁾ Aus der sehr reichhaltigen Literatur über Vererbung führe ich nur folgende, auch zur Einführung sehr geeignete Werke an:

Correns. Die neuen Vererbungsgesetze, 1912 (nur zur ersten Orientierung).

Correns-Goldschmidt. Die Vererbung und Bestimmung des Geschlechtes, 1913.

Haecker V. Allgemeine Vererbungslehre, 1912.

L. Plate. Vererbungslehre, 1913.

(Ausführliches Werk, berücksichtigt die Vererbung beim Menschen eingehend.)

In dem Folgenden berufe ich mich hauptsächlich auf Plate.

²⁾ Pisumtypus der Vererbung.

³⁾ Plate l. c., S. 103.

⁴⁾ Zeatypus der Vererbung. Plate l. c., S. 97 ff.

⁵⁾ Z. d. Bastarde von weißem Italiener mit schwarzem Zwerg Cochins sind gefleckt. Plate l. c., S. 104.

⁶⁾ Siehe bei Correns-Goldschmidt l. c. und Plate l. c.

⁷⁾ Plate l. c., S. 203, 226.

Die Erscheinungen der Vererbung werden durch die Annahme der „Erbeinheiten“, „Gene“, erklärt; die Kenntnis der Erbeinheiten erlaubt sogar die Berechnung der Zahlenverhältnisse der verschiedenen Nachkommen¹⁾, darum ist auch das Ziel jeder Erblichkeitsforschung die Bestimmung der Gene.

Vergleichen wir die psychische Verdrängung mit der Unterdrückung eines erblichen Merkmals durch einen anderen, so fällt einem zunächst eine Reihe formaler Analogien auf: in beiden Fällen wird ein Merkmal in einen latenten Zustand versetzt, indem es sich manchmal gar nicht oder nur in kleinen charakteristischen Zügen äußert. Es kann aber auch in beiden Fällen zu Kompromißbildungen kommen, indem die beiden konkurrierenden Merkmale zu einer mehr oder weniger organischen Einheit zusammenfließen. Es kann auch die latente Anlage die herrschende überwältigen, ein Vorgang, der in der Psychoanalyse wohlbekannt ist und dem der Dominanzwechsel im organischen Gebiete entspricht. Es scheint, daß Erbeinheiten in ganz denselben Verhältnis zueinander stehen wie die affektbetonten Komplexe, einer kann die Wirksamkeit des anderen unterdrücken, ebenso wie ein Komplex verdrängt werden kann.

Diese Ähnlichkeit des Verhaltens weist auf einen tieferen Zusammenhang hin, der uns sofort klar entgegentritt, wenn wir beachten, daß infolge der bisexuellen Anlage des Menschen sowohl eine organische Verdrängung des anderen Geschlechtes, als zumeist auch nach der Lehre der Psychoanalyse eine psychische Verdrängung der Homosexualität vorhanden ist. Es scheint, daß die infantilen Erlebnisse, die nach Freud das sexuelle Verhalten des Menschen bestimmen, ihre Wirksamkeit nur auf Grundlage der organisch vorhandenen Anlagen ausüben können, der Einfluß der infantilen Eindrücke wird je nach den vererbten Anlagen anders ausfallen.²⁾

Es erscheint naheliegend, überall, wo wir einen tieferen psychischen Konflikt und Verdrängung finden, als tiefste Schicht neben dem eventuellen rezenten Anlaß und infantilen Eindruck einen Konflikt verschiedener Erbeinheiten zu vermuten.

In der Literatur über Erblichkeit findet man den Versuch, den Charakter aus den Charakteren der Ahnen zu erklären; auch bei zwiespaltigen Naturen wurde auf diese Erklärungsmöglichkeit bereits hingewiesen. Leider ist es oft sehr schwer, besonders bei Vererbung geistiger Eigenschaften, den Einfluß der Umgebung von dem des direkt Ererbten zu sondern. Gerade hier würde die Mitarbeit der Psychoanalytiker von unschätzbarem Werte sein, es würde sehr dankenswert sein, wenn bei jedem Falle der Psychoanalyse auch die Erblichkeitsverhältnisse, der neueren Erblichkeitsforschung entsprechend, berücksichtigt würden.

Wenn man bedenkt, was für minutiöse morphologische Einzelheiten durch Erbeinheiten bestimmt werden, ist nicht anzunehmen, daß einzelne psychische Charakterzüge nicht auch ebenso bestimmt seien. Aber die Kenntnis der Gene, das Ziel der Erblichkeitsforschung, kann nur durch Zusammenarbeiten aller beteiligten Kreise erreicht werden.

¹⁾ Als Beispiel erwähne ich nur, daß für die Farbenvarietäten der einfarbigen (nicht gescheckten) Hausmaus acht Paar Gene bekannt sind, die verschiedenen Kombinationen derselben ergeben 256 homozygote Varietäten, abgesehen von den heterozygoten! Die Aufklärung dieser sehr verwickelten Verhältnisse ist eines der schönsten Ergebnisse der neuen Vererbungsforschung.

²⁾ Es sei bemerkt, daß die Wirksamkeit der ererbten Anlage von der Psychoanalyse nicht in Zweifel gezogen wird. Im Gegenteil: sie wird immer wieder betont. (Anm. der Red.)

2.

Ohrmuschel und Gehörgang als erogene Zone.

Von Dr. Karl Abraham (Berlin).

Auf die Bedeutung der Ohrmuschel und des äußeren Gehörganges als erogene Zone wurde ich vor mehreren Jahren durch eine Beobachtung aufmerksam, die ich hier zunächst mitteilen will.

Ein Neurotiker litt an eigentümlichen „Anfällen“, die sich täglich zehn bis zwanzigmal und selbst öfter einstellten. Im Laufe der langdauernden psychoanalytischen Behandlung konnte ich diese Zustände oftmals beobachten. Der Patient sprang etwa während eines Gespräches plötzlich auf, wurde bleich, griff mit beiden Händen nach seinen Ohren, lief dabei zur Tür des Zimmers, steckte dann unter Zeichen der heftigsten Erregung den Zeigefinger der rechten Hand in das rechte Ohr, um ihn nun heftig darin auf- und abzustoßen. Dabei verzog er sein Gesicht wie zur höchsten Wut, krümmte sich und stampfte mit den Füßen, bis die motorische Entladung unter keuchenden Atemzügen ihr Ende fand. Der Patient ließ sich dann erschöpft niedersinken. Nach wenigen Augenblicken war er wieder im stande, den vorherigen Gedankengang fortzusetzen; nur die unmittelbar vor dem Anfall gesprochenen Worte mußte ich ihm jeweils in die Erinnerung zurückrufen. Während des Anfalles war das Bewußtsein stets getrübt. Der Patient hatte das Gefühl, nach dem Anfall aus einem veränderten Zustand in die Wirklichkeit zurückzukehren. Er wußte hernach jedesmal, daß auf der Höhe der Erregung ganz bestimmte Gedanken auftauchten, doch vermochte er sich dieser niemals im Einzelnen zu entsinnen. Die Analyse dieser Anfälle, die hier nicht ausführlich mitgeteilt werden soll, ergab unter anderem, daß im Beginn jedes Anfalles ein intensiv juckendes Gefühl im Gehörgang auftrat, dessen sich der Patient unter allen Anzeichen großer Erregung entledigte. Für ihn waren diese Anfälle ein Surrogat gewisser, ihm versagter Arten der Sexualbetätigung. Von besonderem Interesse ist die Tatsache, daß die geschilderten Anfälle und die meisten anderen Krankheitserscheinungen einmal für Monate verschwanden. Der Patient hatte damals ein junges Mädchen kennen gelernt. Es kam nicht zum Sexualverkehr zwischen beiden. Sie fanden vielmehr ihre Lust daran, einander unter großer Erregung und bis zur Erschlaffung zu kitzeln.

Offensichtlich lag in diesem Falle eine ungewöhnlich starke Erogenität der Haut im Allgemeinen vor. Der Ohrmuschel und dem Gehörgang kam diese Eigenschaft aber in einem ganz exzessiven Masse zu. Daß manche Neurotiker eine außerordentliche Lust aus kitzelnden Berührungen der Haut ziehen, ist bekannt. Sind andere Wege der Sexualbefriedigung versperrt, so tritt nicht selten das neurotische Symptom auf, welches wir als Pruritus bezeichnen. Es nötigt den davon Befallenen zu scheuernden oder kratzenden Manipulationen, deren Ausübung bisweilen zum Orgasmus führt. So beobachtete ich z. B. bei einer Patientin einen Pruritus am linken Oberarm. Das Kratzen dieser Partie, welches sich zu einer förmlichen Wut steigerte, löste einen vollständigen Orgasmus aus. Vor der Masturbation, die früher geübt wurde, hatte dieses Verfahren den Vorzug, daß an ihm nicht die Selbstwürfe hafteten wie an der ersteren. Daß man sich wegen eines nervösen Hautjuckens respektive wegen des hinzugetretenen Ekzems kratzt, erscheint als eine Notwendigkeit und nicht als moralische Verfehlung.

Daß das äußere Ohr im frühen Kindesalter zur autoerotischen Lustgewinnung gebraucht wird, ist längst bekannt. Ich brauche nur auf die

häufige Gewohnheit lutschender Kinder hinzuweisen, während des „Wonne-saugens“ eine Hand ans Ohr zu führen und das Ohrläppchen rhythmisch zu ziehen. Sodann ist daran zu erinnern, daß nicht wenige Personen im Kindesalter und später im Gehörgang zu bohren, Gegenstände hineinzuführen und mit dem Gehörgangsekret sich zu beschäftigen lieben. Speziell erwähne ich einen Knaben, der eine Fliege fing und sie in sein Ohr setzte. Infolge seiner Manipulation gelangte der „Fremdkörper“ so tief in den Gehörgang, daß ein ärztlicher Eingriff nötig wurde. Kleinere Gegenstände, wie z. B. Erbsen, werden von Kindern oft in den Gehörgang gesteckt.¹⁾

Erst neuerdings wurde es mir jedoch zur Gewißheit, daß dem äußeren Ohr eine viel allgemeinere Bedeutung als erogene Zone zukommt. Die folgenden, zuverlässigen Beobachtungen verdanke ich Herrn Kollegen Dr. H. Hempel, Ohrenarzt in Berlin. Ich gebe sie hier wieder, weil solche Feststellungen das Interesse des Psychoanalytikers in hohem Masse verdienen und bisher nicht genügend gewürdigt worden sind.

Kinder leiden oft an nässenden Ekzemen der Ohrmuschel und des äußeren Gehörganges. Dieses Leiden ist mit intensivem Jucken verbunden. Sobald der Arzt nun einmal an dem Ohr manipuliert hat, verhalten solche Kinder sich bei seinem jedesmaligen Erscheinen umgekehrt wie sonst bei einem bevorstehenden ärztlichen Eingriff. Das Kind, welches vorher wegen der Ekzembeschwerden schrie, wird auffälligerweise bei Annäherung des Arztes ruhig und sträubt sich nicht im Geringsten. Solange der Arzt sich mit der juckenden Partie beschäftigt, ist das Kind ruhig, ja es gibt ein behagliches Schnurren von sich und schreit erst wieder, wenn der ärztliche Eingriff beendet ist. Ich bemerke, daß diese Beobachtungen ohne nähere Kenntnis der Freudschen Auffassung von der kindlichen Sexualität angestellt worden sind, daß der Beobachter aber gleichwohl zu dem Resultat gelangt war, das geschilderte Verhalten sei dem Verhalten des Kindes bei masturbatorischer Reizung durchaus gleichzusetzen. Ergänzend sei hinzugefügt, daß auch erwachsene Personen bei Behandlung eines Ohrekzems unverkennbare Zeichen des Wohlbehagens von sich geben. Mein oben genannter Gewährsmann sah übrigens einen Mann, der sich beide Ohrmuscheln ganz zerkratzt hatte, dem Arzt aber erklärte, von einer Behandlung der Affektion nichts wissen zu wollen.

Welch wichtige Rolle das äußere Ohr in der Sexualität des Kindes zu spielen vermag, geht auch aus manchen Phantasieprodukten unzweideutig hervor.

Eine Patientin berichtet mir aus ihrer Kindheit von der Neigung, sich phantastische Geschichten auszudenken. Mit etwa neun Jahren (doch wahrscheinlich auch schon früher) malte sie sich gern aus, wie sie wegen eines Vergehens bestraft würde. Besonders gern stellte sie sich folgenden Hergang vor:

Sie ging mit ihrer jüngeren Schwester spazieren. Da kam der Kaiser im Wagen dahergefahren und ließ sie beide wegen eines unbestimmten Vergehens festnehmen. Dann folgte eine Bestrafung. Sie bestand darin, daß beiden Kindern — die Ohren gereinigt wurden. Diese Prozedur enthielt für das Kind gleichzeitig Lust und Angst. Die darauf bezüglichen Phantasien stellten nicht nur eine halb ersehnte, halb gefürchtete Reizung einer erogenen Zone dar, sondern überdies eine Befriedigung masochistischer Tendenzen.

Ganz ähnliches beobachten wir bei Kindern oder Erwachsenen, die sich in der Phantasie Szenen ausmalen, in welchen sie an ihren empfindlichsten Körperstellen gekitzelt werden. Die Verschmelzung sadistisch-masochistischer

¹⁾ Bei Geisteskranken wird die Neigung, allerhand Dinge in die Ohren zu stecken, oft beobachtet.

Regungen mit der Lust am Kitzeln oder Gekitzeltwerden ließe sich durch mannigfache Tatsachen belegen. Hier mag der Hinweis genügen, daß in den Anfällen eines Neurotikers, die ich eingangs beschrieb, Zeichen eines heftigen Wutaffektes unverkennbar waren, ebenso auch bei jener Patientin, die sich den Oberarm zerkratzte.

Es ist nun noch auf einige bisher wenig berücksichtigte Tatsachen zu verweisen. Zunächst auf die Rötung der Ohrmuscheln, zu welcher viele neurotische Personen neigen. Auf den Zusammenhang dieses Symptoms mit sexuellen Erregungsvorgängen beabsichtige ich später einmal genauer einzugehen.

Sodann scheint mir ein Hinweis darauf berechtigt, daß bei manchen Personen die dem Ohre benachbarten Partien des Halses, speziell der Winkel zwischen Hals und Unterkiefer, von besonderer erogener Bedeutung sind.

Die erogene Bedeutung des äußeren Ohres scheint auch für die Erklärung des neurotischen Ohrensausens und anderer subjektiver Ohrgeräusche in Betracht zu kommen.

Endlich sei noch auf die dem Psychoanalytiker bekannte Tatsache verwiesen, daß das äußere Ohr von altersher häufig als Genitalsymbol verwendet wird.

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß jeder Psychoanalytiker über Erfahrungen verfügt, die den hier mitgeteilten ähneln. Sadger hat eine Reihe interessanter Beobachtungen mitgeteilt, die sich mit den meinigen vortrefflich ergänzen (vgl. Jahrb. f. psychoanal. Forsch., Bd. III). In einer soeben (Heft 5 des I. Jahrgangs dieser Zeitschrift) erschienenen Arbeit von Jekels findet sich (pag. 442) ein Hinweis auf das Vorkommen mutueller Reizung des Gehörganges bei Invertierten.

3.

Der sogenannte natürliche Beschäftigungstrieb.

Von Hans Blüher.

Bekanntlich hat die Psychoanalyse in der letzten Zeit besonders starke Angriffe von der akademischen Psychologie sowohl, als von der breiteren Tagespresse über sich ergehen lassen müssen. Eine besondere Erregung machte sich bei dem Kapitel der Sexualität des Kindes bemerkbar. Wenn man nach der einen Richtung hin die zahlreichen Vorwürfe zusammenfaßt, so kommt man ungefähr auf folgende Formel: Die Psychoanalyse wittere überall Sexualität, und wo es sich bei Kindern um den ganz natürlichen und allbekannten Beschäftigungstrieb handle, lege sie immer sexuelle Motive unter. Das heißt also, man glaubt an die Existenz eines besonderen, spontanen und nicht mehr zerlegbaren Spiel- oder Beschäftigungstriebes, der dem Menschen nach Art der eingebornen Ideen mitgegeben sei, und der es ermögliche, die meisten psychischen Vorgänge im Leben des Kindes zu verstehen. Wir dagegen gestatten uns zu sagen: das, was man Spiel- oder Beschäftigungstrieb nennt, ist keineswegs ein Einfaches und Unzerlegbares im Sinne eines Atomon, sondern ein bereits kompliziertes Gebilde, das der Analyse unterworfen werden muß. Ein Beispiel: Vor einigen Jahren kehrte ich in das Haus einer mir verwandten jungen Pastorenfamilie ein. Das Ehepaar hatte einen etwa drei- bis vierjährigen Knaben von großer Intelligenz. Wir saßen mit einigen anderen Bekannten am Tisch, und auch der Kleine hatte dort seinen Platz. Er wurde hin und her gefragt und hatte auch Interesse an dem Gespräch der Erwachsenen. Da auf einmal lenkt etwas anderes seine Aufmerksamkeit ab. Auf

dem Tisch steht ein Aschenbecher. Dieser besteht aus zwei Teilen, einem verzierten Untersatz und einem kupfernen Einsatz, der herauszunehmen geht und etwa die Form eines kleinen Waschkessels hat. Der Knabe nahm nun die Einlage heraus, untersuchte sie und fand in ihrem Boden ein kleines rundes Loch. Nachdem er das alles lange genug besichtigt und in der Hand herum gedreht hatte, nahm er ein Streichholz und bohrte lange Zeit mit sichtlichem Interesse in dem Loch. Dies alles wäre also in der Sprache der Akademiker und anderer Naiven der „ganz natürliche Beschäftigungstrieb“ des Kindes, an dem gar nichts weiter zu tüfteln und zu deuteln sei. Der Neigung mancher Akademiker zufolge werden eben bestimmte Vorgänge, für die man zunächst keine Erklärung hat oder deren Erklärung unbequem ist, flugs klassifiziert und damit der weiteren Debatte entzogen. Also wir hätten uns auch hier mit dem gut einrubrifizierten „Spieltrieb“ begnügen müssen. Aber der intelligente Knabe, der mit glänzenden Augen bei seinem Spiele beschäftigt war, gab auf einmal in seinem noch ungehemmten Forschertum zum Entsetzen der pastoralen Tischgesellschaft (dieses typischen Verdrängungsmilieus!) eine höchst einfache und verblüffende Erklärung seines Tuns, das auch zugleich allgemeine Bedeutung hatte. Er sagte nämlich plötzlich halblaut vor sich hin (man verzeihe mir den Kinderstubenjargon, aber ich will so deutlich, wie möglich sein): „Das ist ein kleines Popoloch!“ Hierauf große Entrüstung; die Mutter gibt dem ungeratenen Jungen eins auf die Finger, nimmt das verräterische Spielzeug weg und bringt ihn hinaus; der Pastor wendet sich mit einer würdigen Erkundigung nach irgend einem Befinden zu seinem Nachbar.

Was kann man aus diesem Beispiel lernen? Der Knabe hat gerade das ausgesprochen, was als innerste und eigentlich treibende Komponente des sogenannten natürlichen Spieltriebes wirkt: das sexuelle Interesse; und zwar hier das infantil-sexuelle Interesse an einem Exkretionsorgan, das zugleich erogene Zone ist. Wir müssen uns vorstellen, daß der Knabe, wie das alle Kinder tun, heimlich im Bett im After gebohrt hat und daß ihm diese Beschäftigung ein Lustgefühl verschaffte. Dies gehört zu seinen intimsten Freuden. Nun hat er, wie das gleichfalls jedes Kind tut, das reizpendende Organ mitsamt dem motorischen Vorgang auf die Gegenstände seiner Umgebung übertragen, er hat diese sexualisiert und sie dadurch zu Sexualsymbolen erhoben. Wir können zu behaupten wagen, daß das symbolisierende Schema, das wir alle in uns tragen, von solchen ersten Versuchen abstammt. Der motorische Vorgang spielt sich nun an diesen sexualisierten Gegenständen gleichfalls ab und wir haben den Spieltrieb vor uns. Dieser ist also keineswegs etwa ursprünglich, sondern hat eine bestimmte Genese und zu seinen Elementen gehört allerdings, wenn dieses Beispiel typisch ist, der Sexualtrieb im infantilen Stadium. Es steckt in ihm ein heimliches Sexualobjekt, von dem gerade, ohne daß dies zum Bewußtsein zu kommen braucht, der eigentliche Reiz des „Spielens“ ausgeht. Hierbei muß man bedenken, daß in späteren Lebensstadien die motorische Seite sich immer mehr verselbständigt, während etwa in gleichem Rhythmus die Objektseite, das erogene Organ, mit ihrer Sexualitätsfüllung verdrängt wird. Dann wird die Wahl der neuen Gegenstände immer bunter, das Sexualsymbol immer undeutlicher. Das Spielen der Knaben mit Steinen, Bohnen, Murmeln (= Hoden) gehört hier noch zu den gröberen und weniger gesiebtten Vorgängen. — Die Psychoanalyse, die eigentliche Chemie in der Psychologie, wird es, meine ich, wohl stets als eine allzu arge Zumutung auffassen, wenn man ihr verbieten will, über irgend einen bestimmten Punkt, den eine andere Wissenschaft nicht überschreiten kann, hinauszugehen, nur weil dadurch gewisse halb wahre Gemütsbedürfnisse Naiver verletzt werden.

Beiträge zur Traumdeutung.

4.

Weitere Mitteilung von Kindheitsträumen mit spezieller Bedeutung.

(Ein Nachtrag.)

Von Dr. Eduard Hitschmann.

Der Patient, über dessen wiederholt geträumten Kinderangsttraum ich in Heft 5 dieser Zeitschrift berichtet habe, suchte mich wegen einer bedeutungslosen Krankheit vor kurzem auf, und erzählte bei dieser Gelegenheit einen Traum, der unsere seinerzeitige Deutung, „des feurigen Balles mit Glutausstrahlungen“ in früheren Träumen — als das Haupt des geliebten und gefürchteten Vaters bestätigt, seine unbewußte Einstellung gegen den längst verstorbenen Vater klar macht und den Ödipuskomplex wirksam zeigt. Der Traum wurde kurz nach der Übersiedlung aus der früheren Wohnung, in der sich die Jugend des Patienten abgespielt hatte, geträumt, und knüpft an die durch den Tod des Vaters und Wegheiraten der Geschwister eingetretene Situation (Zusammenleben mit der Mutter) an. Er lautet:

„Ich liege in unserer neuen Wohnung zu Bette, habe die Empfindung, daß im Stockwerk unter uns mein Vater aufgebahrt ist und ich hinunter müsse, um nachzusehen, weil etwas nicht in Ordnung ist. Ich komme hinunter in das Speisezimmer, welches schwarz ausspaliert ist. In der Mitte steht eine Bahre mit Vaters Sarg. Näherkommend sehe ich, daß der offen liegenden Leiche der Kopf fehlt. Dann sehe ich einen Totenschädel in magischer Beleuchtung in der Zimmerecke lehnen und erkenne ihn als Kopf meines Vaters. Ich bin über die Unordnung geärgert, trage den Kopf an seine Stelle im Sarg und gehe in mein Zimmer zurück. Einige Minuten später empfinde ich dieselbe Unruhe, gehe wieder hinunter, finde den Schädel wieder in der Ecke und lege ihn neuerlich an seinen Platz. Dies wiederholt sich ein drittesmal, aber ich stürze mich nun auf den Schädel (wie wenn es ein Geist wäre), nehme den Schädel und fühle ihn in den Händen, aber er zergeht in der Luft. Ich entsetze mich jetzt (früher war keine Angst!) und laufe ins Schlafzimmer der Mutter, um sie hereinzurufen. Ich finde sie schlafend in ihrem hellen weißen Bett (Gegensatz zu dem düsteren Vater); sie hält all ihren Schmuck in den Händen. Ich wecke sie auf, sie erwacht ruhig, läßt mich aber nicht zu Worte kommen, sondern erzählt Gleich-

gültiges (von einem Konzert?). Ich erwidere ihr entsprechend, ohne den Mut, von der anderen Sache zu reden, und erwache in gleichgültiger Stimmung.“

Wir sehen den Träumer noch immer unter dem Eindruck einer magisch leuchtenden Kugel, wie im Kindertraum. Es ist aber hier klar, daß es des Vaters (übrigens im Leben wenig behaarter) Schädel ist. Er zergeht in der Luft, wie ein Zauberspuk. Reminiszenzen an den Vater kamen anlässlich des Wohnungswechsels zu Tage. Wie in Loslösung vom Vater eilt der Sohn liebevoll zur Mutter. Aber, wie im Leben immer, kommt es nicht zur Aussprache. Die Sexualsymbolik würde für Schädel und Schmuck das entsprechende Genitale setzen und würde (in Analogie zur Mythologie) eine Phantasie der Kastrations-Revanche annehmen lassen.

5.

Zwei Mensesträume.

Mitgeteilt von Dr. S. Spielrein.

Freud macht in seiner „Traumdeutung“ auf die Ähnlichkeit zwischen Traum und Volksschöpfung aufmerksam: sowohl der Träumer als auch der Volksdichter erhalten Triebkräfte aus dem Unbewußten, welches sich mit infantilen Wünschen beschäftigt. So begreifen wir auch das Umgekehrte: warum wir einmal gehörte Volkssagen und Mythen gern in Träumen verwenden. Eine bekannte kindliche und Volksphantasie ist es, man sei Sohn oder Tochter vornehmerer Eltern, die man erst später zufällig kennen lernt, während man bis jetzt die einfacheren Pflegeeltern für die richtigen Erzeuger gehalten hat. Die 13jährige Erna träumt zur Menstruationszeit, sie tanze in einem zerrissenen roten Kleidchen. Zweifellos hat die Vorstellung des menstruellen Blutes zur Darstellung des roten Kleidchens im Traume mitgewirkt. Allein es ist noch nicht alles damit erklärt. Woher hat die Träumerin das Vorbild des so tanzenden Mädchens genommen? Wissen wir das — dann wissen wir auch welche Phantasien sie bei der Bildung des Traumes beschäftigten. „Haben Sie schon jemanden so tanzen gesehen?“ frage ich. Die kindlichen Träume lassen sich leicht entziffern. Sofort erinnert sich Erna „Mignon“ im Theater so gesehen zu haben. Mignon ist ein von Zigeunern geraubtes vornehmes Kind. Eines Tages weigert sie sich dem Befehle des Bettlers zu gehorchen und ihren gewohnten Tanz zu tanzen. Es könnte ihr schlimm werden, allein der Zufall rettet sie: sie findet Beschützer, von denen der eine sich später als ihr lang vermißter Vater entpuppt, der andere ist ein vornehmer junger Mann, welcher dann die Gerettete heiratet.

Erna wohnt in recht bescheidenen Verhältnissen mit ihrer Mutter und einem kleinen Bruder. Sie hört öfters mit Sehnsucht von ihrem seit langem weit abwesenden Vater erzählen. Der Vater soll die Kinder über alles lieb haben. Erna hat ein starkes Liebesbedürfnis, umso mehr, als die Mutter den jüngeren Bruder viel mehr verzärtelt.

Nun begreifen wir, warum sich das Mädchen im Traume mit Mignon identifiziert. Sie möchte auch lieber nicht das Kind einer wenig bemittelten Mutter sein, vielmehr möchte sie reichen Leuten gehören. Sie möchte ihren Vater, der ihr allein gehören soll, finden und einen „Helden“, dem man sich in Liebe hingeben könnte.

Traum II.

Eine Patientin (Fr. H.) sieht im Traume Heiligenbilder. Unter anderen ist die Mutter Gottes mit dem Kindlein da. Der Kopf ist ihr gespalten und

Rauch steigt auf. Patientin erwacht in onanistischer Stellung mit Urindrang und sieht, daß sie die Menstruation bekommen hat. Für den Kenner ist der Traum ohne weiteres klar. Schon die „Heiligenbilder“ verraten genug: wir betonen immer das „Heilige“, wenn es gilt sich gegen „unheilige“ Wünsche in unserem Innern zu wehren. Ich habe seinerzeit Phantasien einer Dementia praecox Kranken analysiert, welche behauptete, es werde ihr der Kopf gespalten und der „Geist“¹⁾ des Tieres, welches sie plage, käme heraus. Es hat sich herausgestellt, daß Patientin hier symbolisch den Geburtsvorgang schilderte. Ebenso meinte sie den Geburtsvorgang, wenn sie von der Spaltung der Erde und zu Tage treten der Gewässer redete.

Auch diese Patientin liefert eine analoge Assoziationsreihe. Eines Tages erzählt sie unter einigen Widerständen, eine Frau habe bei der Geburt einen Riß bekommen. Jemand sagte, die Gebärmutter habe dabei wie eine Ofenröhre ausgesehen. Darauf frage ich die Patientin, ob sie nicht schon mal von einer Ofenröhre oder vom Rauche geträumt habe. Ich wollte ihr den Traum von der Mutter Gottes ins Gedächtnis bringen, allein Patientin erinnert sich nur ganz allgemein: „O ja, ich habe oft Rauchträume gehabt. Das heißt die Freude sei nicht rein. Feuer ist reine Freude. Einmal träumte ich, ein Gebäude brennt und es kommt Rauch heraus.“ Ich muß hier bemerken, daß die erwähnte Dementia praecox Kranke ebenfalls vom reinen Feuer gesprochen hat, auch sie hatte einen Traum, ein Gebäude (das Häuschen ihrer Eltern) ginge im Feuer, im Rauche auf. Patientin H. erzählt weiter sie sei nach einem solchen Traume aus dem Bette gefallen; einmal habe sie geträumt jemand habe sie gehoben. Das erinnert sie an ein Erdbeben, bei welchem die Lampe (wiederum Feuerassoziation) wackelte. Durch die Vorstellung des Risses bei der Geburt konstelliert, produziert Patientin eine Reihe von Bildern, welche symbolisch den Riß, die Erschütterung dabei, das weite Klaffen darstellen: die Ofenröhre, wie eine weit klaffende „Gebärmutterwunde“ aussehend, das Gebäude, aus welchem Rauch kommt, die Erschütterung beim Heben, die Erschütterung beim Erdbeben. Jung hat in seiner Arbeit „Konflikte der kindlichen Seele“²⁾ einen Fall von Erdbebenangst beschrieben. Auch hier war das Erdbeben eine Geburtssymbolik.

Patientin H. liefert uns noch weitere Belege. Sie erzählt, wie sie als Kind Angst vor dem Teufel, Rauchfangkehrer und Krampus hatte (welche alle aus dem Ofen kommen). Ich lasse noch etwas weiter assoziieren und frage dann, ob sie sich nicht auf einen ähnlichen Traum besinnen kann, in welchem eine Ofenröhre oder Rauch vorgekommen war. Nun erinnert sie sich sofort an das Bild der Mutter Gottes, welcher aus dem Kopfe Rauch aufstieg. Dazu fällt ihr die Sage ein, welche wir längst schon erwartet haben. „Dem Zeus kommt die Hera aus dem Kopfe“ meint sie. Bis zu dieser Stelle habe ich der Patientin die Bedeutung ihres Traumes nicht erklärt. Es ist aber doch merkwürdig, daß Patientin nicht längst schon durch objektive Zeichen, wie die onanistische Stellung, Erregung mit Urindrang, Blutung, auf den wahren Inhalt des Traumes gekommen war. Die Vorstellung einer Geburt, welche sonst bei einer menstruellen Blutung sehr leicht auftaucht, war der Patientin zu grauenhaft, um bewußt geduldet zu werden. Nur symbolisch durfte sie es ausdrücken,

¹⁾ Betonung des Geistigen im Gegensatz zum Animalischen. „Über den psychologischen Inhalt eines Falles von Schizophrenie. Jahrbuch für psychoanalyt. Forschungen. Bd. III.

²⁾ Ebenda. Über die Bedeutung der Erdsplattung in der Mythologie spricht Jung mehreres in „Wandlungen und Symbole der Libido“. Jahrb., Bd. IV.

indem sie das Blut als Rauch darstellte, den Vorgang nach oben (Kopf) verlegte und das ganze der „heiligen“ Marie andichtete.

Das Kind, welches Maria im Traume hält, zeigt auch, daß Patientin an das Muttersein (Produkt der Geburt) ebenfalls im Traume gedacht hatte. Das gleiche verraten uns die Zwischenassoziationen vom Teufel, Rauchfangkehrer, Krampus, welche (wie das Kind) aus dem „Ofen“ kommen.¹⁾

6.

Ein Spermatozoentraum im Zusammenhang mit Todeswünschen.

Von Hedwig Schulze, Charlottenburg-Berlin.

Herbert Silberer schreibt über den Zusammenhang der Spermatozoentraume mit Todeswünschen und will den Zusammenhang durch Prüfung ähnlicher Träume bestätigt sehen.

Folgender Traum bietet ein Beispiel:

In einer sandigen Flüssigkeit schwammen viele kleine Fischlein den Berg hinauf. Unter ihnen war ein großer dicker Fisch, der schlängelte sich wild hin und her. Er kam aber schwer vorwärts und rutschte oft zurück, damit er vorwärts käme, stieß ich ihn oft an, ich glaube, mit dem Stock. Ich selbst stieg nämlich auch den Berg hinauf, gebückt und unter großer Anstrengung. Ich stützte mich, wie ich glaube, auf den Stock. In Schweiß gebadet, atemlos erreichte ich die Höhe. Nicht frisch und froh konnte ich die Aussicht genießen, sondern ich war entkräftet und matt. Nun war ich in der Heimat.

„Ich war in der Heimat,“ lautet die Wunscherfüllung des Traumes. Natürlich enthält er noch mehrere, wie er überhaupt voll durchscheinender Symbolik ist. Die Urheimat ist der Vaterleib. In den Vaterleib zurückzukehren, tot zu sein, diesen Wunsch enthüllt uns der Traum. Todeswünsche sind Lebenswünsche, Wünsche ungestillten Liebesdurstes. „Wäre ich tot“, so lautete der im Wachen verdrängte Wunsch. Dahinter verbirgt sich: „Könnte ich noch einmal geboren werden, denn mein jetziges Leben kann mich nie das ersehnte Liebesziel erreichen lassen.“ Der Träumer erlebt noch einmal die Situation, die er am Tage vorher erlebt hat. Unter ziemlichen Schwierigkeiten vollzog er den Koitus mit dem Mädchen, mit dem er schon oft auf den Höhen seelischer Gemeinsamkeit gewandelt war. Dieser Tag brachte ihn auf den Gipfel des Glückes. Dieses Glück an sich reißen und festhalten, war der Wunsch, der sofort verdrängt wurde, denn unüberwindliche Hindernisse standen seiner Erfüllung im Wege. Der Traum räumt sie aus dem Wege, indem der Träumer sich selbst unter die Samenkörperchen träumt.

Wir sehen hier also einen Spermatozoentraum mit Todeswunsch, der uns die Annahme Silberers bestätigt.

¹⁾ Vgl. z. B. meine Arbeit: „Beiträge zur Kenntnis der kindlichen Seele“. Zentralblatt für Ps.-A., Bd. III, S. 57. Die 4½-jährige Valli sieht im Traum, aber auch in der wachen Phantasie das Neugeborene als „Hanswurst“, der bald aus einer Grube, bald aus der Teemaschine, bald aus dem Munde kommt.

7.

Das Zimmer als Traumdarstellung des Weibes.

Von Hanns Sachs.

I.

Ein Bekannter erzählte mir vor einiger Zeit folgenden Traum: „Ich gehe durch eine lange Reihe von Zimmern. Immer, wenn ich glaube, zu Ende zu sein, kommen noch einige hinzu. Ich beginne zu fürchten, daß ich den Ausgang nicht finden werde. Schließlich gelange ich doch ins Freie und erwache dann mit leichter Angst.“ Die Anstellung einer Analyse verbot sich durch die Umstände, unter denen die Erzählung stattfand. Immerhin suchte ich eine Bestätigung für die als typisches Element bereits bekannte Deutung des „Zimmers“ zu erlangen, indem ich die Frage stellte, ob ihm dieser Teil des Traumes nicht irgend etwas ins Gedächtnis bringe. Er erwidert lachend, die Zimmerreihe erinnere ihn nur an die bekannte Anekdote, in welcher die Gattin eines Parvenü ihren Gästen, die das neue, prächtige Haus bewundern, die Zimmereinteilung mit den Worten erläutert: „Hier ist mein Schlafzimmer — und hier beginnt die Flucht meines Mannes.“ Darauf aufmerksam gemacht, welchen Sinn der Traum erhalte, wenn man für Zimmerreihe das doppeltsinnige „Flucht“ einsetzt, liefert er ein neues Traumdetaill: „Die Zimmer waren alle fast ganz gleich eingerichtet.“ Das sich stets gleichförmig wiederholende Zimmer ist eine ausgezeichnete Darstellung der Monotonie, die der Träumer bei dem ständigen Besitz einer und derselben Frau unangenehm empfindet. Der Überdruß und der Wunsch nach Abwechslung, die daraus gefolgert werden müssen, stimmen sehr gut zu den „Fluchtgedanken“ und der Besorgnis, „den Ausgang nicht zu finden“ d. h. sich nicht losmachen zu können. Die Angst, die auch nach der Befreiung und bis in den Wachzustand hinein andauert, scheint darauf hinzudeuten, daß die innere Gebundenheit an die im Traume Verlassene stark genug ist, um eine Gegenströmung und dadurch einen Konflikt zu verursachen.

Eine Bestätigung vom Träumer einzuholen, schien mir weder nötig noch rätlich; noch weniger konnte auf die Ergründung der möglicherweise die tiefste Schicht bildenden Mutterleibs- und Geburtsphantasie eingegangen werden.

II.

Zwei Freunde sind gemeinsam mit einer Arbeit beschäftigt, die ihre Denkkraft und Aufmerksamkeit voll in Anspruch nimmt. Der eine kritzelt, während sie sich besprechen, mit der Feder und dem Blau- und Rotstift auf ein zufällig vor ihm liegendes Blatt, ohne sein Tun selbst zu bemerken, bis der andere ihn aufmerksam macht, daß eine von ihm in drei Farben sorgfältig ausgeführte Figur das Bild einer Vaginalöffnung zu sein scheine. Er muß auch zugeben, eine ganz ähnliche Abbildung in einem kulturhistorischen Werk als Bestandteil einer Tätowierung gesehen zu haben. Nach Wiederaufnahme der durch diese Bemerkungen unterbrochenen Arbeit wird des unbedeutenden Zwischenfalls von keinem der beiden mehr gedacht. In der nächstfolgenden Nacht träumt der Zeichner folgendes: „Er hat in einem Amt etwas zu tun und geht durch mehrere Bureaus. Diese sind ganz leer und sehr luxuriös eingerichtet. Auf den Tapeten, den

Teppichen und allen Dekorationsgegenständen kehrt ein und dasselbe Dessin wieder, das er sehr deutlich vor sich sieht.“ Beim Erwachen erinnert er sich genau an die Form, kann sich aber nicht entsinnen, von woher er das Muster habe und neigt fast dazu, es für eine selbständige Erfindung seiner Traumphantasie zu halten. Bei näherem Eingehen auf den Trauminhalt fällt ihm die Möglichkeit der Deutung „Zimmer—Frauenzimmer“ ein und gleichzeitig erinnert er sich an die Zeichnung von vorgestern. Er sucht sie aus seinen Papieren heraus und findet, daß sie mit dem Traumornament genau übereinstimmt. Eine deutlichere Kennzeichnung des weiblichen Sexualcharakters der „Zimmer“ ist kaum denkbar. Der Zusammenhang zwischen Traum und „unbewußtem Vexierbild“ (Pfister) läßt sich vielleicht noch in mehreren Fällen nachweisen.

8.

Zwei homosexuelle Träume.

Von Dr. Victor Tausk.

I. Der Traum vom Präparat.

Der folgende Traum eignet sich zur Problemstellung für symbolische Traumdeutung und er gibt ein gutes Beispiel für den Mechanismus der Darstellung undeutlicher Räumlichkeiten im Traume.¹⁾ Der Träumer ist ein Student der Medizin, der Traumtext lautet:

„Ich befinde mich in einem großen Raume, in dem ich nichts deutlich wahrnehme als eine Bank. Es könnte eine Schulbank sein. Der Raum könnte der große Hörsaal im pathologisch-anatomischen Institut sein. Ich sehe aber keine anderen Bänke, alles verschwimmt im Dunkel und nur die Bank steht im Lichte. Es wird ein Präparat herübergereicht. Die Person, die es herübergereicht, sehe ich nicht, es könnte der Assistent sein. Ich bekomme das Präparat auf einer gewöhnlichen Tasse, die bei den Vorlesungen zu solchen Zwecken benützt wird. Die Person — der Assistent — sagt: „von einer normalen Katze.“ Das Präparat stellt eine abnorm große Zunge vor, wie eine Ochsenzunge oder noch größer. Sie ist vorn weich, livid verfärbt und in eine Falte gelegt. Die Zungenwurzel steckt in einem riesigen Schlundstück, geht aber nicht vorlaufend in den Schlund über, sondern ist an der Berührungsstelle mit dem Schlund scharf abgesetzt. Ich wundere mich, daß das von einer Katze sein soll. Ich greife danach und erwache mit einer Erektion und heftiger Angst.

Analyse. Der Träumer legt die Zeichnung vor, die ein Abbild des Präparates darstellt. Er erkennt selbst die große Ähnlichkeit des Präparates mit einem männlichen Genitale. Die Analyse setzte an den in sich widerspruchsvollen Stellen des Traumes ein und begann mit der Konstatierung, daß eine Zunge auf andere Weise mit ihrem Haftapparat verbunden sei, als das Präparat im Traum; daß ferner eine Katzenszunge nicht so groß sei, und am allerwenigsten die Zunge einer normalen Katze. Der Träumer fügt spontan hinzu, die weiche und livide Zungenspitze erinnere ihn an seine glans penis. Die Zungenwurzel sitze wie ein penis an der Symphyse und obgleich das Schlundstück im Traum blutig rot war, sei seine Form der eines Skrotum auffallend ähnlich. Die Analyse stellt aus den Widersprüchen des Traum-

¹⁾ Tausk: „Zur Psychologie der Kindersexualität“. (Intern. Zeitschr. f. ärztl. Ps.-A., Heft V, I. Jahrg., S. 452.)

bildet die Behauptung, daß das Präparat weder eine Zunge vorstelle noch von einer Katze herrühre. Der Versuch des Analytikers für „Katze“ „weibliches Genitale“ einzusetzen, wonach das Präparat als ein weibliches Genitale mit einem penis gedeutet werden müßte, brachte den Träumer auf die Reproduktion zweier Träume, eines aus dem 17., eines anderen aus dem 23. Lebensjahre, in welchen Träumen er seine Mutter im Bette gehabt hatte, einen Coitus versuchen wollte und dabei entdeckte, daß die Mutter einen Penis besaß. Auch aus diesen beiden Träumen sei er mit Angst erwacht.

Der Schluß des Analytikers, der Träumer sei homosexuell auf der Basis der infantilen Vorstellung, daß das Weib einen Penis besitze, wurde vom Träumer mit dem Geständnis quittiert, er habe diese Vorstellung als Kind wirklich gehabt. Das weibliche Genitale habe ihn immer geekelt und ein vollkommener Genuß des Coitus mit dem Weibe sei ihm bis zum heutigen Tage versagt geblieben. Er habe niemals sinnliche Neigung zu Männern verspürt und sich daher nicht erklären können, woher seine Abneigung gegen das weibliche Genitale stamme.

Ob diese Aufklärung das Sexualleben des Träumers weiterhin beeinflusst hat, ist dem Analytiker nicht bekannt geworden. Zur Technik der Traumdarstellung sei noch hinzugefügt: Die Person, die der Träumer nicht sieht — der Assistent — ist der Träumer selbst. Das Präparat wird ihm also nicht gereicht, sondern er bemächtigt sich seiner aus eigenem Antrieb. Der Angstanfall resultiert aus der Ablehnung der Triebregung, die sich zugleich auf das gleichgeschlechtliche Genitale und auf die Mutter bezieht.

Der Raum, in dem sich der Traum abspielt, ist in Wirklichkeit nicht der Hörsaal. Dieser wurde hinzugedacht, um für das als Präparat dargestellte Geschlechtsorgan ein passendes Milieu zu schaffen. Er gehört zur Traumfaçade und ist ein Resultat der sekundären Traumarbeit. Seiner unwesentlichen Bedeutung für den latenten Trauminhalt entspricht die Undeutlichkeit seiner Darstellung. Diese Traumtechnik widerspricht im übrigen der benannten Traumarbeit, die gerade wesentliche Traumstücke undeutlich bringt. Es handelt sich hier also um eine spezielle Traumtechnik in Bezug auf Darstellung von Lokalen. Immerhin könnte es sein, daß in Träumen, in denen die Räumlichkeit ein wesentliches Stück der Traumdarstellung ausmacht, die Lokalität aus dem schon bekannten Arbeitsprinzip des Traumes, unscharf ausfallen könnte, wie es auch sonst bei der Darstellung stark verdrängter Traumgedanken geschieht. Ich bemerke indessen, daß Räumlichkeiten, welche symbolisch Genitalien vorzustellen haben, nach meinen Erfahrungen regelmäßig plastisch im Traum erscheinen.

II. Der Traum vom Schiffchen.

Auch dieser Traum ist ein Beispiel für die sekundäre Bedeutung der undeutlichen Örtlichkeit in der Traumdarstellung. Er ist außerdem interessant, weil ihm im Wachen eine spontane Symbolbildung vorangegangen war, die dann als Traumbild nicht wieder erkannt wurde. Der Traum lautet:

„Ich ging mit meiner Freundin in die Bank, wo die Freundin Geld beheben sollte. Am Schalter — die übrige Örtlichkeit war nicht deutlich zu sehen — stand ein Mann, offenbar der Beamte — auch er war nicht deutlich sichtbar — und gab mir zu meiner Verwunderung ein Schiffchen, wie es die kleinen Kinder zu machen pflegen (aus Papier). Wenn man das gefaltete Papierschliffchen auseinanderfaltete, dann sind es Banknoten. Ich wunderte mich, daß das Geld sein sollte.“

Analyse. Die Deutung begann mit der Konstatierung, daß die Träumerin etwas bekam, was eigentlich ihrer Freundin gehörte. Dieses Etwas

sah im Traum wie ein Papierschiffchen aus, wie es die kleinen Kinder zu machen pflegen, aber es war kein Schiffchen, denn es war Geld, und es war auch kein Geld, weil man Geld in dieser Form in einer Bank nicht bekommt. Die Substitution, daß die undeutliche Örtlichkeit, die eine Bank sein sollte, in der Deutung vernachlässigt werden könne, ließ das ganze Traumbild auf die bloße Tatsache zusammenschrumpfen, daß die Träumerin etwas bekomme, was ihrer Freundin gehörte. Durch Eintragung des Momentes, daß auch die gebende Person, der Beamte am Schalter, als zum Milieu gehörig, wegen seiner undeutlichen Darstellung, insoweit ausgeschaltet werden sollte, als er den Milieucharakter trug, resultierte für die Deutungsarbeit nur noch die Tatsache, wonach eine Person, die nicht deutlich zu sehen ist, der Träumerin etwas gibt, was der Freundin der Träumerin gehört. Die weitere Analyse bediente sich der Deutung, die Person, die man nicht sieht, sei der Träumer selbst. Die Träumerin hätte sich also dieses Ding, das der Freundin gehörte, selbst gegeben, d. h. genommen. Bei der Determination des merkwürdigen Gegenstandes, der zugleich ein Schiffchen und Geld und keines von beiden sein konnte, versagten die Assoziationen. Die Analyse versuchte an dieser Stelle die Eintragung des Symbols „Schiffchen“ als eines Gegenstandes mit dem man schiffet. „Schiffen“ heißt bekanntlich im Jargon soviel wie urinieren, wonach Schiffchen der Urnierapparat, das Genitale, wäre. Die Form des Schiffchens und der Umstand, daß es der Freundin gehörte, führte zu der endgültigen Deutung, die Träumerin habe sich im Traum in den Besitz des Genitales ihrer Freundin gesetzt. Das Traumbild, als Wunscherfüllung genommen, entsprach der affektiven Realität der Träumerin. Zum vollen Verständnis dieser Tatsache ist aus der therapeutischen Analyse der Träumerin nachzutragen:

Die Träumerin stand mehrere Monate hindurch in analytischer Behandlung wegen starker Depressionszustände, die sich im Anschluß an eine ganze Serie von Liebesenttäuschungen herausgebildet und schließlich nach der Verheiratung der Freundin, von der im Traum die Rede ist, eine bedenkliche Intensität erreicht hatten. Mit dieser Freundin hatte die Träumerin mehrere Jahre lang ein homosexuelles Verhältnis unterhalten. Nachdem sie auf die Freundin zu Gunsten des Gatten verzichten mußte, wollte sie dem sexuellen Verkehr vollständig entsagen. Im Lauf der Analyse verliebte sie sich in den Arzt und da ihr dieser unzugänglich blieb, entschloß sie sich zu einem Verhältnis mit einem anderen Manne, der nach gewissen Richtungen hin dem Arzt ähnlich sah. Dieser heterosexuelle Versuch war zugleich in der Absicht unternommen, sich der Homosexualität bewußt zu entledigen. Während nun die Patientin von homosexuellen Anwandlungen frei blieb, gelang es ihr dennoch nicht, den Genuß beim Manne zu entbinden. In der letzten Zeit vor dem Traum meldeten sich die Depressionen wieder und der Traum verriet, was die Träumerin bestätigen mußte: daß die Sehnsucht nach dem Glück mit der Freundin wieder auftauche.

Zwei Momente der Traumdarstellung erfordern noch eine Deutung, die durch die Gemütsituation der Träumerin als der Wirklichkeit entsprechend aufgeklärt wurde. Wenn es auch ein Wagnis war zu deuten, daß die Person, die der Träumerin das Schiffchen gab, die Träumerin selbst sei, trotzdem diese Person ein Mann war, so durfte gerade dieser Umstand von der Deutung nicht vernachlässigt werden. Wird jetzt von der (die Identifikation mit der Träumerin begründenden) Undeutlichkeit der Person am Schalter abgesehen, dann sagt uns die Szene am Schalter: Die Träumerin bekommt das Schiffchen, welches der Freundin gehört, von einem Mann der offenbar ein Recht auf dieses Schiffchen hat, da er es sonst nicht an eine unberechtigte Person heraus geben könnte.

Ein Recht auf das Schiffchen, d. h. das Genitale der Freundin, hat aber nur der Gatte. Die Träumerin bekommt demnach das Genitale der Freundin vom Gatten, der Gatte tritt es ihr ab. Daß dies nach der Meinung der Träumerin nur unter gewissen Bedingungen realisiert werden könnte, verrät die merkwürdige Konstruktion dieses Schiffchens, welches entfaltet Geld bedeutet. Dieses Stück der Traumdarstellung wird dem Verständnis zugänglich, wenn wir uns besinnen, welche Rolle diesem seltsamen Schiffchen im manifesten Trauminhalt zukommt. Die Freundinnen waren in die Bank gegangen um Geld zu beheben. Statt Geld erhält die Träumerin dieses Schiffchen in Tausch. In Tausch geben heißt eines für das andere bekommen. Der Traumvorgang ließe sich demnach übersetzen: Die Träumerin erhält das Genitale der Freundin vom Gatten für Geld. Diese Übersetzung enthält aber das Moment des Kaufes in sich, denn für Geld kauft man. Da nun eine Realität, die es ermöglichen sollte, das Genitale der Freundin vom Manne im Wege des Tausches zu bekommen, nicht konstruiert werden kann, muß das Moment des Kaufes für die Deutung verwendet werden. Hier bietet sich eine denkbare Realität für die Formulierung des Wunsches der Träumerin, wenn kaufen soviel wie loskaufen bedeutet. Die Vorstellung vom Gelde wäre demnach in das Traumbild nur zu dem Zwecke eingefügt, um über die Brücke der Vorstellung „kaufen“ die Vorstellung „loskaufen“ darzustellen. Die Träumerin hat also ihre Freundin vom Gatten wieder losgekauft und sich wieder in ihren Besitz gesetzt. Die außerordentliche Entstellung, der diese Vorstellung im Traumbild unterlegen ist, ist darauf zurückzuführen, daß die Träumerin es ablehnt, das Glück der Freundin zu zerstören, nur um zu einem selbstischen Genuß zu gelangen. Nach Abschluß dieser Deutung, die in allen Punkten das Richtige getroffen hatte, brachte die Träumerin, zu ihrer und des Analytikers größter Überraschung, folgenden Einfall: „Ich habe vor acht Tagen scherzhafterweise gesagt, ich würde mir, wenn ich reich wäre, statt eines Nachtopfs ein Schiffchen kaufen oder einen Nachtopf in Form eines Schiffchens. Warum mir dieser Einfall gekommen war, weiß ich nicht. Ich besinne mich auch nicht die Bedeutung des Wortes „schiffen“ für urinieren jemals gekannt zu haben. Die Freundin ging auf den Scherz ein und erklärte lachend, ich müsse nicht erst warten, bis ich reich wäre, sie wolle mir dieses Schiffchen schon jetzt kaufen. Von nun an fragte ich sie jedesmal, wann sie zu Besuch kam, ob sie mir das Schiffchen schon gekauft habe.“ Die Träumerin erfüllt sich im Traum also auch diesen Wunsch, der ihrem Bewußtsein zur Zeit der Traumanalyse entfallen war und dessen Durchsetzung im Traum wegen seiner intimen Beziehungen zur abgelehnten und aus der Unterdrückung zurückkehrenden Homosexualität der Träumerin nur auf dem Wege der geschilderten Entstellung zulässig war.

Es sei nur noch hinzugefügt, daß die Deutung des Satzes: „wie die kleinen Kinder es zu machen pflegen,“ eine infantile Reminiszenz brachte, die jedoch von anderswoher weiter verfolgt wurde und die Deutung des „Schiffchens“ als „Urinierapparates“ endgültig sicherte.

9.

Ein Zahlentraum.

Von Dr. Viktor Tausk.

Den folgenden Traum hat eine junge Dame in der Silvesternacht des Jahres 1911 geträumt:

„Ich höre oder jemand sagt mir: ich werde im Jahre 1928 heiraten. Ich bin entsetzt und sage: es ist zu spät. Ich glaube aber dann, ich habe

mich verhört, es wird 1908 gewesen sein. Dann habe ich die Überzeugung, es ist dennoch 28 gesagt worden. Es erscheint mir wieder zu spät, ich wehre mich wieder und denke, es wird 1918 gewesen sein. Dann aber höre ich, es ist doch 1928. Ich bin sehr traurig und erwache.“

Assoziationen und Analyse.

„Ich höre oder jemand sagt mir.“

Der Sprecher ist nicht zu sehen. Die Träumerin hört ihre eigenen Gedanken.

„Ich werde im Jahre 1928 heiraten.“

Die Träumerin ist 19 Jahre alt, der Mann, der ihr eben gefällt, 28. 1928 heißt so viel wie: 19 und 28 sind beisammen, das ist die Wunscherfüllung, daß sie, die 19jährige, mit dem 28jährigen Manne verbunden sei.

„Ich bin entsetzt und sage: es ist zu spät.“

Die Träumerin ist entsetzt, denn dieser Wunsch ist unerfüllbar, der Mann ist schon verheiratet, für sie ist es zu spät.

„Ich glaube aber dann, ich habe mich verhört, es wird 1908 gewesen sein.“

Die Träumerin assoziiert: „Ich bin mit 18 Jahren ein Liebesverhältnis eingegangen und habe mir oft vorgeworfen, daß dies für mich zu früh gewesen sei. — Ich habe vor einigen Tagen mit der Frau des (28jährigen) Mannes ein Gespräch geführt und gesagt, Frauen sollen mit 19 Jahren heiraten. Die Dame hat geantwortet: „ich habe mit 24 Jahren geheiratet, mit 19 Jahren war ich noch ein Kind. Im Jahre 1908 war ich 16 Jahre alt, da war ich viel eher noch ein Kind.“

1908 bedeutet also so viel wie „zu früh“, denn in diesem Jahre war die Träumerin noch ein Kind. Zu dem Satz: „ich glaube aber, ich habe mich verhört“, trägt die Träumerin nach: „ich habe mich immer damit beschwichtigen wollen, daß man mit 18 Jahren doch schon eine erwachsene Frau ist.“

„Dann habe ich die Überzeugung, es ist doch 28 gesagt worden.“

Die Träumerin meint, 28 Jahre sei die äußerste Grenze, um sich noch zu verheiraten.

„Es erscheint mir wieder zu spät . . . es wird 1918 gewesen sein.“

Im Jahre 1918 wird die Träumerin ihr Studium beendet und ihre materielle Selbständigkeit erlangt haben, wodurch ihr die Chancen einer Eheschließung näher gerückt erscheinen.

„Dann aber höre ich, es ist doch 1928. Ich bin sehr traurig . . .“

28 heißt also durchwegs so viel wie „zu spät“. Sie ist traurig, weil der Mann, der 28 Jahre alt ist, schon verheiratet ist, und weil sie erwägt, sie selbst müsse etwa bis zum 28. Jahre auf ihre Verheiratung warten.

Die Traumzahlen finden noch eine weitere Determinierung im folgenden: „Am 8. Juni 1911 habe ich mich dem Manne, mit dem ich das Verhältnis einging, hingegeben. 8 und 11 ist 19“. Endlich fiel das Datum dieser Begebenheit genau 8 Tage vor den 19. Geburtstag der Träumerin.

Es sei darauf verwiesen, daß der ganze Text des Traumes, soweit er in Worten ausgedrückt ist, nur Affektreaktionen der Träumerin darstellt. Der ganze Vorstellungsinhalt ist in den Zahlen gebunden und die Affekte stimmen zu den aus den Zahlen

gedeuteten latenten Traumgedanken. Die gleiche Erscheinung fand ich bei einem Traum, der nur aus Farbensehen bestand. Die Farben waren die Träger der Vorstellungen, der übrige Trauminhalt beschränkte sich auf den Ausdruck der zu diesen Vorstellungen gehörigen Affekte.

10.

Über Träume Gottfried Kellers.

Von Dr. Eduard Hitschmann (Wien).

Gottfried Keller wandte seinen lebhaften und bilderreichen Träumen große Aufmerksamkeit zu. Er legte sich als junger Mann ein Traumbuch an, in das er durch einige Zeit seine Träume eintrug. Er hielt etwas auf die Bedeutung der Träume und verwendete sie bewußt sowie unbewußt in seinen Dichtungen. Wir verfügen daher über Träume Kellers in nicht geringer Anzahl.¹⁾

Ich beabsichtige diesmal nur nachzuweisen, daß der — übrigens Hagestolz gebliebene — Dichter wiederholt Träume produzierte, die wir, auf Erfahrung an Patienten fußend, mit Bestimmtheit als Impotenzträume (Impotenzangsträume) deuten müssen. In diesen Träumen läßt sich, symbolisch verkleidet, die Darstellung der Erektion sowie des plötzlichen Abfalles derselben aufzeigen; als Phallussymbol dient „ein großer, wunderschöner Weih“ (Vogel) und ein „mächtiger, riesiger Adler“; ein andermal reitet der Träumer auf einem „prächtigen Goldfuchs“, der geflügelt sich in die Luft schwingt und kreist wie ein Falke. Die Flieger stürzen aber ab, meist von einem Schuß getroffen und nur ein verächtlicher Rest bleibt übrig:

Traum vom 3. Dezember 1847 (Tagebuch, 28. Lebensjahr).

„Heute Nacht träumte mir von einem Weih. Ich schaute in einem Hause zum Fenster hinaus; im Hofe standen die Nachbarn mit ihren Kindern. Da flog ein wunderschöner Gabelweih über den Dächern her. Er schwebte eigentlich nur, denn seine Flügel waren dicht geschlossen, und er schien vor Hunger krank und matt, indem er immer tiefer sank und sich mit Mühe wieder erheben konnte, aber nie so hoch, als er vorher gesunken war. Die Nachbarn mit ihren Kindern schrien und lärmten und warfen ungeduldig die Mützen nach ihm, um ihn ganz herabzuwerfen. Er sah mich an und schien, sich auf- und niederbewegend, mir sich nähern zu wollen. Da lief ich schnell weg in die Küche, um etwas Speise für ihn zu holen. Ich fand mit Mühe etwas und als ich hastig damit wieder am Fenster erschien, lag er schon tot am Boden in den Händen eines kleinen, lausigen Jungen, welcher die prächtigen Schwungfedern ausrupfte und umherwarf und endlich ermüdet den Vogel auf einen Misthaufen schleuderte. Die Nachbarn, welche ihn endlich mit einem Steine herabgeworfen hatten, waren unterdessen auseinander- und an ihre Geschäfte gegangen.

Dieser Traum machte mich sehr traurig.“

Traum vom 10. Januar 1848 (Tagebuch).

„Vergangene Nacht befand ich mich in Glattfelden. Die Glatt floß glänzend und fröhlich am Hause vorbei; aber ich sah sie in eine weit fernere,

¹⁾ Vgl. Ottokar Fischer: „Die Träume des grünen Heinrich“, Prag 1908.

fast unabsehbare Ferne fließen. Wir standen am offenen Fenster gegen die Wiesen hinaus. Da flog ein mächtiger Adler durch das Tal hin und wieder. Als er sich drüben an der Buchhalde auf eine verwitterte Föhre setzte, klopfte mir das Herz auf eine sonderbare Weise. Ich glaube, ich empfand eine rührende Freude darüber, zum erstenmal einen Adler in seiner Freiheit schweben zu sehen. Nun flog er ganz nah an unserem Fenster vorbei. Da bemerkten wir genau, daß er eine Krone auf dem Haupte trug und seine Schwingen und Federn waren scharf und wunderlich ausgezackt, wie auf den Wappen. Wir sprangen, mein Oheim und ich, nach den Gewehren an der Wand und postierten uns hinter die Türen. Richtig kam der riesige Vogel zum Fenster herein und erfüllte fast die Stube mit der Breite seiner Schwingen. Wir schossen — und am Boden lag anstatt des Adlers ein Haufen von schwarzen Papierschnitzeln, worüber wir uns sehr ärgerten.

Teil aus dem Traume „Der grüne Heinrich“, II. Fassung,
IV. Band, S. 107—128.

„Es bildeten sich aber noch große Flügel an dem Tiere (Pferde) und es glich zuletzt einer Riesenbiene und flog wie eine solche über die Köpfe des Volkes weg. Erst jetzt schütteten wir zusammen einen rechten Goldregen nieder . . . Ganz geschwollen vom Bewußtsein des Reichtums schwebte ich endlich aus der Brückenhalle hinaus und schwang mich auf dem goldenen Bienenpferde hochmütig in die Luft, wo ich hoch über den Münsterkronen kreiste wie ein Falke, mich bald wählig niederließ, bald wieder aufstieg und das kindische Traumvergnügen des Fliegens und Reitens zugleich in vollen Zügen genoß . . . Das Pferd sagte: „Nun wähle, das sind die heiratsfähigen Mägdlein des Landes! Das beste ist eine artige Frau!“ Ich angelte auch richtig stolz und lüstern auf sie hinunter und gedachte, meine Irrfahrten und erlebten Kümernisse mit einer konvenablen Heirat abzuschließen, als plötzlich eine harte Stimme erscholl, die rief: „Ist denn niemand da, den Landverderber aus der Luft herabzuholen?“ „Ich bin schon da!“ antwortete der dicke Wilhelm Tell, der in einer Lindenkrone verborgen saß, die Armbrust auf mich anlegte und mich mit seinem Pfeile herunterschob. Ein neuer Ikarus, stürzte ich samt dem Goldfuchs prasselnd aufs Kirchdach und rutschte von dort jämmerlich auf die Straße hinab, woran ich erwachte und mich erschüttert fand, wie wenn ich gefallen wäre.“

Wir finden bei Keller außer diesen Fliegeträumen mit plötzlichem Herabfallen, von Steinwurf oder Schuß getroffen, auffallend viele Hemmungsträume des „grünen Heinrich“, Träume vom Nichtzustandbringen einer einfachen Sache und endlich Prüfungsträume!

Keller berichtet („Grüner Heinrich“, I. Fassung) vom typischen „ängstlichen Traum aller Autodidakten“, worin die Scham erwachsener Leute, vor dem Lehrer schlechter zu bestehen als mutwillige Knaben, dargestellt wird.¹⁾

Im Anschluß hieran sei noch ein von Keller aufgezeichneter Traum hier abgedruckt, den man wohl kaum als Impotenztraum auslegen kann, der aber Erektion und Erschlaffen des (väterlichen?) Phallus überaus charakteristisch darstellt:

¹⁾ Der manifeste Inhalt all dieser Träume gemahnt an Züge aus dem Leben Kellers: an das lang vergebliche Streben nach einem hohen Ziel, sein Autodidaktentum etc.

Traum vom 15. September 1847.

„Heute Nacht besuchte ich im Traum meine Mutter und fand eine große Riesenschlange auf dem Tabouret zusammengeringt liegen, wie früher unsere rote Katze, welche gestorben ist . . . Da ich erschrak, so versicherte meine Mutter, es sei ein ordentliches gutes Haustier und sie weckte dasselbe. Wirklich entwickelte sich die Schlange sehr gemütlich, gähnte und reckte sich nach allen Seiten. Dann spazierte sie in hohen Wellenbewegungen in der Stube umher . . ., dann folgte sie der Mutter in die Küche und auf den Estrich, wo sie hinging. Auch ich tat bald vertraut mit dem Tier und rief es gebieterisch beim Namen, den ich vergessen habe. Plötzlich aber hing die Schlange tot und starr über den Ofen herunter und nun fürchteten wir sie erst entsetzlich und flohen aus der Stube. Da wurde sie wieder munter, putzte sich, lachte und sagte: „So ist es mit euch Leutchen. Man muß immer tot scheinen, wenn man von euch respektiert werden soll.“ Wir lachten auch, spielten mit ihr und streichelten sie. Da stellte sie sich wieder tot; sogleich wichen wir entsetzt zurück . . .“

Für die Tatsache einer psychischen Impotenz (welchen Grades immer) bei Keller spricht vieles in seinem selbstbiographischen Roman „Der grüne Heinrich“. Nie ergreift er Besitz von den geliebten Wesen, selbst der sich ihm anbietenden sinnlich bedürftigen Hulda und Judith gegenüber bleibt er „standhaft“. Man vergleiche auch den kleinmütigen Werbebrief an Luise Rieter (Bächtolds Biographie, I, 277).

Es liegt nahe, Kellers nachweisbar intensive Inzestfixierung an die Mutter als Hauptursache seiner Einstellung gegen andere weibliche Wesen anzusehen.

11.

Die „Geburts-Rettungsphantasie“ in Traum und Dichtung.

Von O. Rank.

Die Träumerin, der ich das interessante Material verdanke, das ich meiner Abhandlung über „die Symbolschichtung im Wecktraum und ihre Wiederkehr im mythischen Denken“ (Jahrb. f. ps. Forschg., IV. Bd., S. 51 ff.) zu Grunde gelegt habe, stellte mir nach der Publikation noch einen Traum zur Verfügung, der unser besonderes Interesse verdient.

„Ich war auf dem Lande in einer Villa und gehe mit meinem kleinen Kinde, das ich von K. hatte, an einem schmalen Wassergraben spazieren. (Ich war aufs Land gezogen, weil K. mich verlassen hatte.) Da begegne ich K. mit seinem Freunde W. — Während K. wegschaute, hat mich W. gefragt, wie es mir geht und ob dies das Kind ist. Ich sage ja (W. hatte selbst auch ein Kind) und füge hinzu: „Schauen Sie doch, was für ein schönes Kind es ist“. „Die herrlichen blauen Augen!“ sagte er und es tat ihm leid, daß K. mich verlassen hat. K. ist vorausgegangen und auch ich habe mich nicht um ihn gekümmert, ich hatte Freude mit dem Kind. W. sagte, ich soll morgen in den Wald hinaufkommen, da kommen er und K. wieder hin spazieren; ich sagte vielleicht.

„Dann begegnete ich wieder W. mit Herrn B., dem Dichter, der mich zuerst nicht erkannte. W. fragte, warum ich nicht hinaufgekommen bin, ich sagte, ich wollte eben nachmittag hinaufgehen. Er sagte, ich sollte bestimmt kommen, K. wird sich schon aussöhnen. Ich habe gesagt, ich weiß nicht, wie ich mit dem Kind da hinaufkommen werde, es ist sehr hoch. Während ich mit

ihm sprach, ist mir das Kind, das ich eingewickelt auf dem Arme trug, aus dem Kissen geschlüpft und ich suchte es. (Da ein Auto mit Leuten vorbeifuhr, dachte ich zuerst, es sei überfahren worden.) W. half mir suchen und dann habe ich es im Wasser gefunden, wo es herumpritschelte. Da habe ich es herausgezogen und gekost und freute mich, daß ich es wieder hatte. Dann ging ich in den Waid, traf W. und K., dem W. zuredete, sich mit mir zu versöhnen. Endlich ließ er sich dazu bewegen und freute sich auch über das Kind. Es begann aber zu schreien, ich mußte mit ihm nach Hause gehen, ich sah, daß sein Bettel naß war. Ich bin aufgewacht und mußte auf die kleine Seite gehen.“

Zum Verständnis des Traumbildes und zur Verifizierung seiner Geburtsbedeutung sei nur das Notwendigste bemerkt. Die Träumerin hat mit K. ein Liebesverhältnis und lebt natürlich in steter Befürchtung vor etwaigen Folgen desselben. Wenige Wochen vor dem Traume wohnte sie tatsächlich mit K. (im Traume ohne ihn) auf dem Lande in einer Villa, wo sie oft am Wasser und im Walde spazieren gegangen war. Auch ein anderer Freund Ks., mit Namen M., war dort gewesen. Der Freund W., der im Traume die Vermittlerrolle spielt, ist durch verschiedene Momente bestimmt. Er tritt an Stelle des tatsächlich im Sommer anwesend gewesen M., weil er erstens, wie der Träumerin bekannt ist, ein uneheliches Kind hatte (das bereits gestorben ist), dessen Mutter er verließ, und weil zweitens K. zur Zeit des Traumes mit ihm bereits entzweit war (wie er es im Traume mit der Träumerin selbst ist). Die im Traume vollzogene Aussöhnung mit W. wird als gutes Omen für die angestrebte Versöhnung mit K. benützt. Die Tagesanknüpfung ist der Dichter B., der sich ihr früher wiederholt zu nähern versuchte und den sie auf der Straße gesehen hatte, ohne ihn sicher zu erkennen (im Traum erkennt er sie nicht gleich).

Der Traum stellt zunächst den Wunsch der Dame dar, mit K. wieder vereint (verheiratet) zu leben und ein Kind von ihm zu besitzen. Der Anlaß zur affektiven Darstellung dieses Wunsches ist der von der Träumerin angegebene Gedankengang, der sie einerseits ein Kind von K. wünscht, andererseits die dasselbe Ereignis fürchten läßt. Sie glaube aus verschiedenen Andeutungen entnommen zu haben, daß K. sie im Falle einer Niederkunft im Stiche lassen würde, hege aber andererseits die Hoffnung, daß ein Kind vielleicht das Mittel wäre, ihn dauernd zu binden. Tatsächlich zeigt der Traum diese gedankliche Alternative nebeneinander dargestellt: Erst entzweit sie das Kind, um sie dann desto inniger zu vereinen.

In dieser Schichte des Traumes hat die Geburtsphantasie positive Bedeutung, d. h. das Herausziehen (Retten) des Kindes aus dem Wasser symbolisiert nach der Freudschen Auffassung ganz wie im „Mythus von der Geburt des Helden“ den Geburtsakt; das Hineingleiten („schlüpfen“) des Kindes wiederholt einerseits den Zeugungsakt (das sexuelle „Naßwerden“), andererseits stellt es auch auf dem bekannten Wege der „Umkehrung“ das Herausziehen selbst (die Geburt) dar.¹⁾ Aber es hat noch seine eigene selbständige Bedeutung und in ihr kommt die negative Seite der Geburtsphantasie zum Ausdruck: es hat nämlich auch den Sinn der Tötung, der Vernichtung des Kindes, das den Traumgedanken nach ihr Verhältnis zu K. gestört hat und das im infantilen Sinne wieder dorthin gewünscht wird, woher es gekommen ist (vgl.

¹⁾ Vgl. dazu die anderen Gegensatzelemente im manifesten Trauminhalt: sie war mit K. auf dem Land, im Traum ohne ihm; auf der Straße hat sie Herrn B. nicht erkannt, im Traume erkennt er sie nicht; in Wirklichkeit ist K. mit W. entzweit, im Traume mit ihr usw.

meine Deutung der Lohengrinsage in Schriften z. angew. Seelenkunde, H. 13).¹⁾ Darum denkt die Träumerin sogleich bei seinem Verschwinden, es sei überfahren worden und daraus erklärt sich auch die große Rolle, die W., dessen Kind zur rechten Zeit gestorben ist, zufällt („W. half mir suchen“).

Nachdem wir den Traum soweit zu verstehen glauben, wollen wir auf die Ähnlichkeit seines Inhalts mit einer dichterischen Darstellung hinweisen, die kürzlich einer psychoanalytischen Betrachtung unterzogen worden ist. J. Hárnik hat („Imago“, I. Jahrg., Heft 5, Dezember 1912) in Goethes „Wahlverwandtschaften“ die unbewußte Motivierung des Mordes an dem störenden Kinde aufgedeckt, und die Übereinstimmung des mitgeteilten Traumes mit der dort dargestellten psychischen Situation ist so weitgehend, daß eine Herübernahme der auffälligsten Punkte aus Hárniks Abhandlung gestattet sein möge. Auch bei Goethe handelt es sich um ein entzweitens Ehepaar und ein nach Verbindung strebendes Liebespaar und der Dichter weiß den allgemein-menschlichen Konflikt, der auch unsere Träumerin beherrscht, ähnlich wie diese darzustellen: daß nämlich das Kind, das die gelockerte eheliche Gemeinschaft zunächst innerlich fester zu knüpfen scheint, durch den (unbewußt gelenkten) Versuch seiner Beseitigung, die allen Wünschen die Bahn ebnen soll, schließlich nur zum Zwang des ehelichen Beisammenseins führt. Neben weiteren verblüffenden Übereinstimmungen in Details, auf die wir nicht näher eingehen wollen²⁾, ist aber die sonderbarste, daß der Dichter zur Darstellung desselben Konfliktes und der darauf bezüglichen Gedanken sich auch derselben doppelseitigen symbolischen Darstellung bedient wie unsere Träume, „deren Mechanismus“ — wie Hárnik in dem Zusammenhang besonders betont — „mit dem der Dichtungen eine kaum mehr anzweifelbare Verwandtschaft aufweist“. Ottilie läßt nämlich das Kind durch eine, von unbewußten Motiven gelenkte, ungeschickte Bewegung aus dem Kahn ins Wasser fallen, wobei es umkommt. Hárnik weiß nun aus dem Zusammenhang der Erzählung dieser Symptombehandlung in plausibler Weise zwei unbewußte Reaktionen zu Grunde zu legen, die sich mit den von unserer Träumerin angegebenen Gedankengängen vollauf decken. Erstens „wird Ottilie — in der nun die verdrängte Hoffnung der Vereinigung mit dem Geliebten wieder geweckt wurde — bei dieser ihrer Ungeschicklichkeit von der heftig auflodernden Wunschregung geleitet, das Kind, das sie jetzt als das größte Hindernis ihres Glückes empfinden muß, auf irgend eine Weise aus dem Wege zu räumen“, ganz wie unsere Träumerin und zweitens könnte der symbolische Sinn von Ottiliens Handlung „zugleich ihren Wunsch zum Ausdruck bringen, sich selbst ein Kind vom geliebten Mann zu verschaffen“, ebenfalls wie eingeständenermaßen unsere Träumerin, deren Phantasie sich von der der Goetheschen Heldin vornehmlich dadurch unterscheidet, daß sie — entsprechend dem Wunscherfüllungscharakter des Traumes — alles gut ausgehen läßt.

¹⁾ Es ist bemerkenswert, daß die so häufigen Morde an außerehelichen Kindern nicht selten in der Tötungsart (ins Wasser werfen, in den Abortschlauch stopfen usw.) eine ähnliche symbolische Überdeterminierung verraten.

²⁾ Wie in unserem Traum spielt der Freund Eduards, der Hauptmann, die Rolle des Vermittlers, wie unsere Träumerin geht Ottilie mit dem Kind, das sie gern ihr eigen genannt hätte, längs des Wassers spazieren (l. c. S. 512) und hat mit dem Freunde eine versöhnliche Zusammenkunft im Walde (l. c. S. 513); wie in den „Wahlverwandtschaften“ spielen auch in unserem Traume die Augen des Kindes eine bedeutsame Rolle; ja, wie bei Goethe die Augen des Kindes denen Ottiliens ähneln (l. c. S. 517), so hat das Kind unseres Traumes die auffallenden Augen der Träumerin selbst.

Es sei übrigens ausdrücklich bemerkt, daß die Träumerin Goethes Roman nicht zu kennen und auch vom Inhalt desselben zur Zeit des Traumes nichts zu wissen behauptet.

Es ist übrigens beachtenswert, daß Goethe eine ähnlich eingekleidete „Rettungsphantasie“, in der uns gleichfalls bekannten erweiterten Bedeutung, in einer anderen Erzählung andeutet und daß ihr auch hier eine „Ungeschicklichkeit“ folgt. In den „Erzählungen deutscher Ausgewanderter“ schildert der damals ins Alter eintretende Dichter die Neigung eines „Mannes von fünfzig Jahren“ zu seiner jugendlichen Nichte, die schließlich seinem Sohne zu teil wird. Dieser liebt zuerst eine schöne, aber ältere Witwe, so daß das junge miteinander entfernte verwandte Paar erst nach Überwindung verwickelter, vom Dichter fein bloßgelegter Herzerswirren, den Weg zueinander findet. Eine Episode im Stadium der eigentlichen Annäherung schildert nun, wie die infolge einer Überschwemmung über die Landbevölkerung hereingebrochene Not durch die Beteiligten gehindert wird. Der Sohn des alternden Majors, Flavio, versorgt mit einem wohlbeladenen Kahn eine Gemeinde, und erledigt sich weiterfahrend eines besonderen Auftrages, den ihm das von Vater und Sohn umworbene Mädchen, Hilarie, gegeben hatte: „Gerade in den Zeitpunkt dieser Unglückstage war die Niederkunft einer Frau gefallen, für die sich das schöne Kind besonders interessierte. Flavio fand die Wöchnerin und brachte allgemeinen und diesen besonderen Dank mit nach Hause. Dabei konnte es nun an mancherlei Erzählungen nicht fehlen. War auch niemand umgekommen, so hatte man von wunderbaren Rettungen, von seltsamen, scherzhaften, ja lächerlichen Ereignissen viel zu sprechen; . . . Hilarie empfand auf einmal ein unwiderstehliches Verlangen, gleichfalls eine Fahrt zu unternehmen, die Wöchnerin zu begrüßen, zu beschenken, . . .“ Bereits hier stellt sich eine auffällige Beziehung der um dieselbe Zeit (1807/08) wie die „Wahlverwandschaften“ entstandenen und „als Ausgeburt der Liebe eines alternden Mannes wurzelgleichen Novelle“ (Erich Schmidt im III. Band der sechsbändigen Inselausgabe, S. 509) zu dem Roman her: sowohl in der ganzen äußeren Szenerie (Wasser, Kahn usw.) wie besonders in der psychischen Situation des liebebedürftigen jungen Mädchens, das sich des fremden neugeborenen Kindes — ganz wie Ottilie — in mütterlicher Weise annimmt. Der weitere Verlauf der Erzählung fügt diesen Beziehungen bestätigende Übereinstimmungen hinzu.

„Nach einigem Widerstand der guten Mutter siegte endlich der freudige Wille Hilariens, dieses Abenteuer zu bestehen und wir wollen gern bekennen, in dem Laufe, wie diese Begebenheiten uns bekannt geworden, einigermaßen besorgt gewesen zu sein, es möge hier einige Gefahr obschweben, ein Stranden, ein Umschlagen des Kahns, Lebensgefahr der Schönen, kühne Rettung von seiten des Jünglings, um das lose geknüpft Band noch fester zu ziehen. Aber von allem diesen war nicht die Rede, die Fahrt lief glücklich ab, die Wöchnerin ward besucht und beschenkt.“

Hier wird die vom männlichen Standpunkt der Geliebten geltenden Rettungsphantasie (= ihr ein Kind schenken)¹⁾ direkt als Produkt der dichterischen Einbildungskraft aus dem Rahmen der Begebenheit herausgestellt, bleibt aber als unerfüllte Wunschphantasie weiter bestehen.

Es ist nun besonders reizvoll, zu verfolgen, wie diese typische Phantasie, eine geliebte Person aus der Gefahr erretten zu können, im weiteren Verlaufe der Erzählung doch ihre doppelseitige Befriedigung findet, und zwar mittels derselben nur etwas umgeformten symbolischen Elemente und — wie

¹⁾ Vgl. Freud: Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Manne. Jahrb. f. ps. Forsch., Bd. II, 1910, S. 397. — Auf die Identifizierung Hilariens mit der Wöchnerin wurde bereits hingewiesen.

in den „Wahlverwandtschaften“ — durch eine „Ungeschicklichkeit“ des beteiligten Mädchens. Der Dichter schildert nämlich wie die Schäden der Überschwemmung durch den Frost wettgemacht werden, der nun eine leichte Kommunikation zwischen den bedürftigen Ortschaften gestattet und dabei noch den Genuß des Eissports gewährt. Eines abends „nun konnte sich unser junges Paar von dem glatten Boden nicht loslösen . . . man mochte sich nicht voneinander entfernen, aus Furcht, sich zu verlieren, man faßte sich bei der Hand, um der Gegenwart ganz gewiß zu sein. Am allerstüßesten aber schien die Bewegung, wenn über die Schultern die Arme verschränkt ruhten und die zierlichen Finger unbewußt in beiderseitigen Locken ruhten . . . Da blickten sie auf und sahen im Flimmer des (Mond-)Widerscheins die Gestalt eines Mannes hin und her schweben, der seinen Schatten zu verfolgen schien und, selbst dunkel, vom Lichtglanz umgeben, auf sie zuschritt; unwillkürlich wendeten sie sich ab; jemanden zu begegnen, wäre widerwärtig gewesen. Sie vermieden die immerfort sich herbewegende Gestalt, die Gestalt schien sie nicht bemerkt zu haben und verfolgte ihren geraden Weg nach dem Schlosse. Doch verließ sie auf einmal diese Richtung und umkreiste mehrmals das fast beängstigte Paar. Mit einiger Besonnenheit suchten sie für sich die Schattenseite zu gewinnen, im vollen Mondglanz fuhr jener auf sie zu, er stand nah vor ihnen: es war unmöglich, den Vater zu verkennen.¹⁾ Hilarie, den Schritt anhaltend, verlor in Überraschung das Gleichgewicht und stürzte zu Boden, Flavio lag zu gleicher Zeit auf einem Knie und faßte ihr Haupt in seinen Schoß auf; sie verbarg ihr Angesicht, sie wußte nicht, wie ihr geworden war. — Ich hole einen Schlitten, dort unten fährt noch einer vorüber; ich hoffe, sie hat sich nicht beschädigt. Hier bei diesen drei hohen Erlen find' ich euch wieder! So sprach der Vater und war schon weit hinweg. Hilarie raffte sich an dem Jüngling empor. — Laß uns fliehen, rief sie, das ertrag' ich nicht. — Sie bewegte sich nach der Gegenseite des Schlosses, heftig, daß Flavio sie nur mit einiger Anstrengung erreichte; er gab ihr die freundlichsten Worte.

Auszumalen ist nicht die innere Gestalt der drei nunmehr nächtlich auf der glatten Fläche im Mondschein Verirrten, Verwirrten. Genug, sie gelangten spät nach dem Schlosse, das junge Paar einzeln, sich nicht zu berühren, sich nicht zu nähern wagend, der Vater mit dem leeren Schlitten, den er vergebens ins Weite und Breite hilfreich herumgeführt hatte. Musik und Tanz waren schon im Gange. Hilarie, unter dem Vorwand schmerzlicher Folgen eines schlimmen Falles, verbarg sich in ihr Zimmer; Flavio überließ Vortanz und Anordnung sehr gern einigen jungen Gesellen . . . Der Major kam nicht zum Vorschein.“

Hier sehen wir nun den vorhin bloß in der Phantasie ausgemalten Unfall mit der sich anschließenden Rettung wirklich vorgeführt: wie vorhin auf dem Wasser ereignet sich hier der Unfall auf dem Eise, in beiden Episoden „fällt“ das Mädchen und wird beidemale vom Geliebten „gerettet“, wodurch sich das Band ihrer Neigung enger knüpft. Aber wie in den „Wahlverwandtschaften“ scheint auch dieser Unfall durch unbewußte Regungen motiviert. Denn Hilarie „fällt“ beim Anblick des ihr bestimmt gewesenen Mannes in die Arme dessen, dem sie nun angehören will und demonstriert damit dem Vater den Wandel ihrer Gesinnung, für den sie sich durch den ungeschickten Fall auch strafen wollte. Zugleich fühlt sie aber ihre neue Neigung als „Fehltritt“, was auch ihre Scham erklärt.

¹⁾ Es ist Flavios Vater, der Major, der nach längerer Abwesenheit wieder kommt, aber davon nicht unterrichtet ist, daß er inzwischen Hilariens Liebe an den Sohn verloren hat.

Nun wollen wir aber zu unserem Traum zurückkehren und uns daran erinnern, daß wir noch ein wesentliches Detail unberücksichtigt gelassen haben. Wie nicht selten in derartigen Geburtsträumen spielt auch hier der Harn-drang hinein. Wie der Endeffekt zeigt, gehört der Traum zur Gruppe der sogenannten Harnreiz-Weckträume, d. h. an seiner Bildung ist ein stetig wachsender Harn-drang beteiligt, der schließlich — nach vergeblichen Versuchen symbolischer Befriedigung (Wasser, kleines Kind, naßmachen) — zum Erwachen und zur realen Abstellung des Reizes führt. Wie ich nun in der eingangs erwähnten Arbeit zeigen konnte, deckt sich diese aus dem früh-infantilen Leben (Enuresis) stammende Harnsymbolik vollauf mit der im späteren Leben hinzugekommenen Sexu-symbolik, welche dieselben Elemente, nur in anderem Sinne, verwendet¹⁾ (Urinwasser wird zu Geburtswasser, kleines Kind, das sich naß macht, wird zu kleinem Kind, das geboren wird, das enuretische Naßwerden wird zum sexuellen Naswerden, zur Befruchtung.)

Die nicht immer leichte, aber doch bis zu einem hohen Grad von Sicherheit differenzierbare Bedeutung einzelner solcher Träume, die entweder vorwiegend den einen oder den anderen Sinn haben, sei schließlich noch an der Gegenüberstellung zweier von derselben Träumerin zur Verfügung gestellten Beispiele illustriert. Der erste Traum stammt aus derselben Zeit des engen Beisammenseins mit K. und der oben dargelegten Befürchtungen und Wünsche bezüglich eines Kindes; er lautet: „Ich sollte einem Kind, das von den Zähnen blutete, den Mund reinigen. Dabei setzt sich der Kinderwagen von selbst in Bewegung und rollt einen Abhang hinunter ins Wasser. Ich bin erschrocken, eile ihm nach, ein Stück weit ins Wasser hinein, und hole das Kind heraus. Ich nehme es auf den Arm, um es abzutrocknen, wache dabei auf und muß auf die Seite gehen.“

Dieser Traum, bei dem die Geburtsbedeutung noch unverkennbar ist (Bluten aus dem Mund = Verlegung nach oben), scheint doch mehr als das zuerst mitgeteilte vom Harnreiz beeinflußt und bestimmt, was auch aus seiner Kürze hervorgeht. Während im ersten Falle die mit dem Thema verbundene Sexualerregung einen relativ schwachen Harnreiz gesteigert haben dürfte, scheint in diesem Traume ein ziemlich heftiger Harnreiz auf die sexuelle Sphäre zurückgewirkt und jene (aktuellen) Gedanken geweckt zu haben, welche durch die Wassersymbolik leicht darstellbar sind. Auch hier stellt das Kind einerseits die infantile Person der sich benässenden Träumerin sowie andererseits ihr eigenes ersehntes und gefürchtetes Kind vor.²⁾

Im letzten aus einer früheren Zeit stammenden Beispiel, mit dem diese Mitteilung abgeschlossen sei, scheint der Harn-drang und die Urinsymbolik vorzuherrschen; das Kind hat hier nur die Bedeutung der sich im infantilen Sinne benässenden Träumerin (es ist daher ein Mäderl). „Ich hätte als Kinderfräulein die Kinder zur Schule führen sollen und die Frau sagt, ich soll mich dazu schön frisieren. Ich gehe dazu in einen kleinen Raum mit einem Spiegel, wie ein Klosett. Es hat geregnet und ich rufe den Buben, um ihn anzuziehen, aber es hat ihn die Mama schon angezogen. Das kleine Mäderl aber hat sich am Boden gewälzt und war ganz naß, wie vom Regen, obwohl es doch im Zimmer nicht geregnet hat. Da kommt der Herr und sagt: Schauen Sie doch Fräulein, das Kind ist ja ganz naß. Ich sagte: Natürlich, wenn es

¹⁾ Auch beim Dichter geht der phantasierten Rettungssituation auffälligerweise der Hinweis auf eine Überschwemmung voraus.

²⁾ Sie als ihr eigenes Kind erscheint auch als Thema des ersten Traumes (das Kind hat ihre Augen).

im Regen ist. Und da hat es auch im Zimmer geregnet. Ich will meinen Schirm nehmen, erwache aber und muß auf die kleine Seite gehen.“¹⁾)

¹⁾ Seither hat Havelock Ellis in einer interessanten Arbeit die Beziehung der erotischen Träume zu den vesikalen Träumen behandelt (The Journal of abn. Psychology, August-September 1913) und glaubt ein sicheres Kriterium zur Bestimmung des verursachenden Reizes in dem Organempfinden des Träumers beim Erwachen gefunden zu haben. Er läßt leider gänzlich unbeachtet, daß sämtliche von ihm mitgeteilten vesikalen Träume aus der Zeit der Gravidität seiner Versuchsperson stammen.

Zur Symbolik.

Beiträge zur Symbolik in der Dichtung.

In dem wissenschaftlichen Streit, der seit der psychoanalytischen Aufdeckung der Traumsymbolik um die Existenz und den Geltungsbereich symbolischen Denkens in unserem eigenen Seelenleben geführt wird, erscheint es uns zweckmäßig und wertvoll, neben den uralten mythologischen Überlieferungen, die manchem das Vorkommen symbolischer Ausdrucksmittel nur für die längst vergangenen Zeiten zu bestätigen scheinen, auch das Zeugnis der uns näher stehenden oder gar in unserer Mitte lebenden Dichter sprechen zu lassen, die sich ja auch in der Grundauffassung des Traumes als unsere Bundesgenossen erwiesen haben. Die Sammlung solchen Materials soll es im allgemeinen vermeiden, auf die Genese und die tieferen Zusammenhänge der Symbolbildung und Symbolbedeutung einzugehen, ja vielmehr diese höchst wichtigen zum größten Teile noch ausstehenden Arbeiten vorbereiten und ermöglichen helfen. Es eignen sich daher nur solche Beispiele, die ohne Heranziehung einer Deutung oder besonderer Zusammenhänge an sich schon verständlich und beweiskräftig scheinen. Zur Fortführung dieser Sammlung sind auch kleinere Beiträge, ja selbst einzelne Beispiele willkommen, die in einen größeren Zusammenhang eingereiht vollen Wert und Beweiskraft erhalten.

I. „Um Städte werben“.

„Die Städte, die der König eingenommen.“

Kassander (zu einer Frau):

Es kann auch einen andern Sturm bedeuten
Und eine andere Ergebung auch!

Die Frau:

O man kann alles deuten wie man will!

Karl Federn, Philipps Frauen.

In einer fleißigen und wertvollen Arbeit hat Reinhold Köhler (Kl. Schr. III. S. 371 u. ff.) unter obigem Titel das typische Bild einer als Braut aufgefaßten Stadt, welche ein Eroberer einzunehmen hofft, durch die „deutsche volkstümliche Poesie besonders des 17. Jahrhunderts“ verfolgt.

Er weist zunächst daraufhin, daß schon dem Orient und den spanischen Arabern dieses Bild höchst geläufig war. Eine altspanische Volksromanze (aus der Sammlung von 1550) führt den König Juan vor, wie er angesichts von Granala sagt, er möchte die Stadt zum Ehegemahl nehmen. Sie erwidert, sie sei schon vermählt und ihr Gemahl, der Mohr, verteidige sie gut.¹⁾

¹⁾ V. Schack: Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien. Berlin 1865, Bd. 2, S. 117.

Diese Vorstellung taucht dann, nach Köhlers chronologischer Darstellung, der wir zunächst folgen, plötzlich im 17. Jahrhundert zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in Deutschland allgemein auf. Das älteste hierher gehörige Gedicht bezieht sich auf die Belagerung Magdeburgs durch Wallenstein im Jahre 1629. Die bereits in der spanischen Romanze vorgebildete Dialogform ist hier voll durchgeführt. In dem Zwiegespräch spielt die Stadt Magdeburg auf die vergebliche Belagerung von Metz durch Karl V. im Jahre 1553 an. Damals entstand nach Soltau (die deutschen historischen Volkslieder) der Reim:

Die Metze und die Magd
haben Kaiser Karl den Tanz versagt.

Dann folgt ein Lied, das die Werbung des Prinzen Heinrich von Oranien um die Stadt Hertzogenpusch schildert; es heißt da z. B. (Str. 5):

So will ich gar lieblich tanzen
vor der schönen Liebsten Tür,
und du sollst alsbald die Schanzen
deiner Treu ergeben mir.

Sie ist aber besorgt, was ihr Vater, König Philipp von Spanien, dazu sagen würde.

Es reiht sich an ein gereimtes Gespräch über die „Capitulatio Stetini“ am 14. Dezember 1677, dessen 15 Strophen nach der Melodie des Liebesliedes: Amarillis sage mir, warum willst du dich nicht geben? gedichtet sind:

Kurfürst: Sage mir nur mein Stettin,
warum willst du dich nicht geben?
Stehet doch nach dir mein Sinn,
daß ich nicht ohn' dich kann leben.

Stettin: Sei doch nur davon ganz still!
Ich bin eine Jungfrau reine,
die sich nicht so geben will,
weil ich's treu mit Carol meine.

Unter den durch die Übergabe Straßburgs an Frankreich (1681) veranlaßten Dichtungen befindet sich auch ein ähnlicher Dialog zwischen Montclas und Straßburg in 14 Strophen. Dort sagt Straßburg unter anderm zu dem Feldherrn (Ditfurth: Histor. Volkslieder 1648—1756):

Ach ja, ich muß bekennen,
Mein Kränzlein ist dahin;
man wird mich fort nicht nennen
eine zarte Jungfrau rein.
Mein lieber Herr Montclas
du hast zur Beut' gewonnen
die Jungfrau von Elsaß.

Am beliebtesten scheint wohl das Lied auf die Belagerung von Lille (1708) durch den Prinzen Eugen gewesen zu sein, da es nicht nur in drei verschiedenen Redaktionen vorliegt, von denen eine in „des Knaben Wunder-

horn“ aufgenommen ist, sondern bekanntlich schon einige Jahre später (1717) auf die Eroberung Belgrads durch Eugen umgedichtet wurde, wobei der Sultan als Gemahl Belgrads erscheint. In dem erstgenannten Gedicht spricht Eugenius die Stadt Lille so an:

Lilge, du allerschönste Stadt,
die du bist so fein und glatt,
schaue meine Liebesflammen,
ich liebe dich vor allen Damen,
mein herzallerschönster Schatz.

Sie wehrt ab:

Dennoch
laßt euch schrecken meine Waffen
nimmer will ich bei Euch schlafen
ihr möcht sagen, was ihr wollt.

Endlich ergibt sie sich darein, ihren bisherigen Herrn Ludwig zu verlassen und Karl anzugehören:

Ei wolan so laß es sein
Carolus sei der Liebste mein
denn der Ludewig veraltet
und im Lieben ganz erkaltet
Carolus ist ein junger Held.

Zu erwähnen ist hier ein Lied auf die Belagerung Danzigs durch die Kursachsen und Russen (1734), worin der Befehlshaber Graf Münnich um die Gunst der Madam Megunda wirbt; dann ein Lustspiel (1747) „der verlorne Cranz der gewesenen Jungfer Berg op Zoom“¹⁾; endlich ein Gedicht auf die Einnahme Belgrads durch Laudon am 9. Oktober 1789, wo Laudon für Kaiser Joseph um die Stadt freit, die schließlich einwilligt.

Von größerem Interesse ist wieder ein Lied auf die Belagerung Breisachs durch Herzog Bernhard d. Großen von Weimar (1683), welches kein bloßes Zwiegespräch, sondern zugleich erzählender Form ist und den Titel führt „Breisacher Buhlschaft“²⁾; es heißt dort:

„So werfet eure Liebesgunst
auf meine blanken Waffen
mein Herz bei seiner großen Brunst
sich keine Ruh kann schaffen;
von euch will ich nicht ziehen hin
so wahr als ich ein Ritter bin,
ich kann allein nicht schlafen.

¹⁾ Hier sei an einen Schwank von S. Guitry „La prise de Berg op Zoom“ erinnert, der im vergangenen Winter die Runde über unsere Lustspielbühnen machte (unter dem Titel „Der Kampf um die Festung“) und Einnahme und Fall einer nur schwach verschanzten unverstandenen jungen Frau schildert.

²⁾ Einen ähnlichen Titel führen zwei Lieder auf die Belagerung von Rapperschwyl i. J. 1656.

Dann mischen sich andere Bewerber ein:

Er täts den Buhlern zum Verdruß
ließ seine Pfeifen krachen,
er gab der Braut den Liebesschuß
die Spielleut mußten machen
den angenehmen Liebestanz,
der Bräut'gam zog sich in die Schanz'
und ließ die Braut bewachen.¹⁾

Die Stadt Luzern als unworbene und eroberte Dame stellt die „Allegorie einer unwerthen Buhlschaft eines wohlbewehrten und in der Kunst wohl-erfahrenen jungen Müllers [Werthmüller] gegen eine hochgeborene Jungfrau im Schwitzerland“ dar,²⁾ wo es u. a. heißt:

Eine reine Magd ihren Kranz noch trägt
und prangt trutz allen Damen
sie hat das prae am Zürcher See
und gar einen großen Namen.
Ein Müller kam, buhlt um die Dam,
als d' Fastnacht angegangen,
erweist ihr Ehr und was noch mehr
hat sie gar umefangen.

Vielbesungen ist die Belagerung Magdeburgs durch Tilly, die mit einer gewaltsamen Erstürmung und Zerstörung der Stadt endete, der gegenüber die Belagerung in den Hintergrund tritt. In den zahlreichen zeitgenössischen Dichtungen auf dieses Ereignis, in welchen die Stadt als Jungfrau erscheint, wird daher auch viel weniger der Brautwerbung als vielmehr der blutigen Hochzeit oder der gewaltsamen Schändung oder Raubung des Jungfernkranzes gedacht.³⁾ Interessant ist in diesem Zusammenhange, daß man an Tilly dreierlei gerühmt hatte: daß er nie ein Weib berührt, nie sich berauscht und nie eine Schlacht verloren habe; nun aber habe er die Magdeburgische Jungfrau geschändet, sich in Blut berauscht und sei geschlagen.

In einem Spottlied auf den bei Leipzig geschlagenen Tilly⁴⁾ heißt es, Tilly habe sich in Sachsen eine Braut auserlesen wollen, die sich aber lange gewehrt habe:

Bis er sie endlich mit Feuer zwang
und auszog ganz naked und bloß.
Da saß sie zwar in seim Schoß,
doch nichts als Unwillen war bei ihr,
weil sie verloren all ihr Zier;

worauf er sie tröstet:

Wir wollen uns wohl wider schmücken
mit unserm Heer in Meißen rücken,
umb Leipzig wollen wir uns kleiden
und versehen mit vielen Geschmeiden.

¹⁾ Curiositäten der Vor- und Mitwelt, Weimar 1816, Bd. V, p. 493 ff.

²⁾ Dithfurth: Histor. polit. Volkslieder d. 30jährigen Krieges (Heidelberg 1882).

³⁾ In einem Schauspiel (1632) tritt Tilly als Freier Magdeburgs auf. — Auch dänische und schwedische Dichtungen verwerten dasselbe Motiv. — Die 1718 von Karl XII belagerte Festung Friedrichshall erscheint als Jungfrau, von König Friedrich geliebt.

⁴⁾ Waller: Die Lieder des 30jährigen Krieges, S. 193 ff.

Im Anschluß an die Frage, ob das die Belagerung Magdeburgs durch Wallenstein betreffende Lied das erste Beispiel dieser Gattung in Deutschland gewesen sei, weist Köhler zutreffend darauf hin, daß dieser Gedanke gerade da, wegen des Namens und Wappens der Stadt, das eine Jungfrau mit einem Kranz in der Rechten darstellt, besonders nahe lag, ebenso weil die Stadt noch niemals erobert, also gleich einer Jungfrau noch unberührt war. Er fügt jedoch hinzu, daß andere Städte, ganz ohne Rücksicht darauf, ob sie schon erobert worden waren, für den einzelnen vorliegenden Belagerungsfall als Jungfrau gedacht werden.

Aus dem 18. Jahrhundert erwähnt Köhler noch die Unterredung zwischen dem König und der Stadt Breslau und den Österreichern, „so bey der letzten Übergabe den 19. Dezember 1758 (vielmehr 1757) geschehen“; Aus dem XIX. Jahrhundert Rückerts „Brauttanz der Stadt Paris“ (Poet. Werke 1868, 1, 208). In einer an Köhlers Materialsammlung sich anschließenden Arbeit¹⁾ hat L. Frankel mit dem Hinweis darauf, daß das ganze Vaterland²⁾ die Stelle der einzelnen Stadt vertreten könne, die Zeit des deutsch-französischen Krieges als reichen Born für diese dichterische Auffassung erwiesen. Er erwähnt eine Stelle aus Uhlands „Konradin“ (A. v. Keller: Uhland als Dramatiker, 1877, S. 325) und vermerkt, daß Scheffel die Stadt Heidelberg als Braut bezeichne. Ja selbst bis in unsere Tage sei diese Vorstellung lebendig geblieben, wie ein Willkommen an Kaiser Wilhelm zeige³⁾ (Neues Münchn. Tageb. 30. September 1868).

Es sei ergänzend bemerkt, daß auch die sogenannten Freiheitsdichter im Anfang des XIX. Jahrhunderts mit Vorliebe für das Kriegshandwerk Bilder aus dem Liebesleben gebrauchen. So nennt Arndt die Belagerung direkt eine Werbung und spricht, wie auch Th. Körner, von Brauttanz, Waffenspiel usw.

In seiner Arbeit hat L. Frankel auch darauf hingewiesen, daß die Hymnenliteratur und kirchliche Liederdichtung der nachreformatorischen Jahrhunderte eine ganze Reihe von Stellen enthält, welche Christus als Bräutigam der Stadt Jerusalem bezeichnen, und zwar als friedlichen Eroberer im Sinne der religiösen Legende oder als schlachtgewaltigen kräftigen Fürsten im altgermanischen Stile des Heliand. (Auch führt er das alte Gleichnis von Christus als dem Verlobten der Kirche an).

In seiner letzten Arbeit hat Jung⁴⁾ reichlich biblische Beispiele mitgeteilt, aus denen die Auffassung der Stadt als Weib, das die Bewohner wie

¹⁾ „Um Städte werben und Verwandtes“ (Zeitschr. f. deutsche Philol. Bd. 22 (1890), S. 336—354).

²⁾ Daß auch die Erde als Weib aufgefaßt wird, ist bekannt. Zwei Beispiele seien hier als Übergang genannt. Die Bewältigung des schwierigen Zugangs zu ihrem Innern und die Besitzergreifung der dort verborgenen Schätze wird mit der Eroberung des Weibes verglichen. Die Erschließung eines Bergwerks mittels Bohrer, Axt und Sprengstoff schildert Ludwig Brinkmann in einem kürzlich erschienenen Roman: „Die Erweckung der Maria Carmen.“ Wir verstehen in diesem Zusammenhang die vorwiegende Bezeichnung von Bergwerkschächten mit weiblichen Eigennamen und ihre Rolle im Traume.

Ein anderes Beispiel für diese Auffassung bietet der Berg Ossa im Böhmerwald, durch den die böhmisch-bayrische Grenze geht; seiner eigenartigen beiden Spitzen wegen nennen ihn die Böhmen „die Brüste der Mutter Gottes.“

³⁾ Hierher gehöriges Material findet sich auch bei K. Janicke „Das deutsche Kaiserlied.“ Eine lit.-hist. Studie“ (Berlin 1871). Vgl. R. F. Arnold „Drei Typen des historischen Volksliedes der Deutschen.“ (Monatsblatt d. wissensch. Klubs in Wien, 4, 1901).

⁴⁾ Wandlungen und Symbole der Libido, II. Teil (Jahrb. f. Psychoa., Bd. IV, 1912, S. 281 u. ff.).

Kinder in sich hegt, deutlich hervorgeht. Interessant, aber für den Psychoanalytiker nicht überraschend, ist es, daß neben der jungfräulichen Bedeutung besonders die mütterliche und beiden gegenüber die Stadt als Hure betont wird. „Das alte Testament behandelt die Städte Jerusalem, Babel usw. wie Weiber . . . Feste, nie bezwungene Städte sind Jungfrauen; Kolonien sind Söhne und Töchter einer Mutter. Städte sind auch Huren: Jesaja sagt von Tyros (23, 16): Wie geht das zu, daß die fromme Stadt zur Hure worden ist? . . . Jesaja (47, 1 ff.) ruft aus: „Herunter Jungfrau, du Tochter Babel, setze dich in den Staub . . . flicht deine Zöpfe aus, hebe die Schleppe, entblöße den Schenkel, wate durchs Wasser, daß deine Blöße aufgedeckt und deine Schande gesehen werde (l. c. 251). An einer Stelle des Galaterbriefes heißt es: „Das obere Jerusalem aber ist frei (eine Freie, keine Sklavin), das ist unsere Mutter“ . . . „Die Symbolik der Stadt finden wir wohl entwickelt in der Apokalypse des Johannes, wo zwei Städte eine große Rolle spielen, die eine von ihm beschimpft und verflucht, die andere ersehnt. Wir lesen Apokalypse 17, 1 ff.: Komm, ich zeige dir das Gericht über die große Buhlerin, die an den großen Wassern saß (Babylon), mit der die Könige der Erde Unzucht getrieben . . .“ (l. c. 257). Und Apokalypse 21, 2 f. heißt es: Und die heilige Stadt, das neue Jerusalem, sah ich herabkommen aus dem Himmel von Gott, bereitet wie eine für ihren Mann geschmückte Braut“ (l. c. 260).

Für die reale Gefühlsgrundlage dieser ursprünglich ganz sinnlichen, durchaus nicht allegorischen Sexualisierung spricht neben den unten anzuführenden Beziehungen deutlich auch die Tatsache, daß sie als Gleichnis gewissermaßen real dargestellt wurde. Der älteste Fall dieser Darstellung, den unsere Gewährsmänner erwähnen, ist der beim Einzug Ludwigs XI. von Frankreich in Tournay (1463). Damals ging ihm die schönste Jungfrau der Stadt entgegen, entblößte ihr Gewand am Busen, so daß ein künstlicher Kranz sichtbar wurde, welchen sie überreichte mit den Worten: Sir, so wie ich eine Jungfrau bin, so auch diese Stadt; denn noch nie ist sie erobert worden. Diese Anschauung soll der Repräsentation nackter Jungfrauen beim Einzug Ludwig XI. in Paris 1461 zu Grunde liegen, von welcher F. Liebrecht (*Germania* 33, 249) spricht.

Es liegt nahe anzunehmen, daß diese „symbolische“ Darstellung der Stadteinnahme an einer Jungfrau ursprünglich direkt durch Besitzergreifung derselben erfolgte, wie wir ja aus dem Altertum Beispiele genug dafür haben, daß die gewaltsame Besitzergreifung der königlichen Macht durch den Geschlechtsverkehr mit den Frauen des Vorgängers gewissermaßen sanktioniert wurde.¹⁾ Wissen wir doch aus der Geschichte und sehen es leider auch noch bei den modernen Kulturvölkern, daß der Krieg nicht nur alle grausamen Regungen entfesselt, sondern auch die ausgesprochen sadistischen, und daß er vornehmlich die zwei Urleidenschaften primitiver Menschheit, Vergewaltigungs- und Kastrationslust (Angst), in den Vordergrund treten läßt.

¹⁾ Daß dies nicht selten inzestuöse Liebesobjekte betraf, würde auch gut zu der von Jung hervorgehobenen mütterlichen Bedeutung der Stadt stimmen. Vgl. Rank: *Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage*. F. Deuticke 1912, S. 307, Anmerk. 3). Die antike Auffassung von der mütterlichen Bedeutung der Stadt verrät unzweifelhaft der Traum, den Herodot (6, 107) den Hippas vor der Schlacht bei Marathon träumen läßt: „Es deuchte dem Hippas, er schliefe bei seiner eigenen Mutter. Aus diesem Traum schloß er nun, er würde heimkommen nach Athen und seine Herrschaft wieder erhalten und im Vaterlande sterben.“ Daß Hippas unmittelbar darauf einen Zahn aus dem Munde verliert und dies symbolisch mit der Nichteroberung des Landes in Beziehung bringt, wird jedem Psychoanalytiker verständlich sein.

Auf Grund der angedeuteten Beziehungen verstehen wir aber auch den umgekehrten Vorgang der eigentlichen Symbolisierung, der als Gegenstück zur angeführten Sexualisierung gewissermaßen die Probe auf das Exempel liefert, nämlich die Identifizierung der sexuellen Überwältigung des Weibes mit der Besitzergreifung einer Stadt und die Symbolisierung einzelner weiblicher Körperteile durch Vorstellungen aus diesem Komplex. Belege für diese Auffassung finden sich reichlich in der italienischen Novellenliteratur des 14. und 15. Jahrhunderts; wir entnehmen die wesentlichen gleichfalls einer Arbeit Köhlers (Kl. Schr. II, 594 f.), in der er Parallelen zu einzelnen Erzählungen der Ausgabe von G. Sercambi's „Novelle inedite“ durch d'Ancona (Firenze 1886) beibringt.

In der 5. dieser Novellen belauscht der junge Lamberto einen Mönch Bellasta, wie er mit Madonna Merendina „den Einzug des Sultans in Babylon darstellt,“ und spielt dazu die Orgel, so daß das Liebespaar erschreckt entflieht und Kleider wie Speisen im Stiche läßt. Die Redensart „mettere il Soldano in Babilonia“¹⁾ bei Sercambi entspricht der in der ersten Erzählung vom Liebhaber zur Geliebten gebrauchten, sie sollte Pest und Ofen sein, so wollte er der Türk sein und Pest und Ofen stürmen;²⁾ der in Nr. 2 „Nous mettrons le Grand Turc dans Constantinople;“ der in Nr. 3 „Madame, il vous faut mettre le Grand Turc en Constantinople“; der in Nr. 5 „Wenns Ew. Gnaden gefällt, wollen wir Konstantinopel stürmen“; der in Nr. 6 „nun wollen wir Konstantinopel stürmen“ und endlich der in Nr. 7 von der Dame an den Kadi gerichteten Worte: „que les prince rouge marche a l'assaut de la forteresse blanche, suive so droit chemin en force la porte et y pénètre en vainqueur.“ — So beliebt auch das gestürmte und eingenommene Konstantinopel aus mancherlei Gründen geworden sein mag, so ist doch, scheinbar auch aus dem Grunde, weil Geistlichen so häufig das Kriegsglück bei Weibern zugeschrieben wird, auch Rom³⁾ mit Vorliebe genannt. In der 5. Novelle des Masuccio di Salerno schickt der Priester sich an: „ponere lo Papa a Roma“ als der Schneider eben die Flöte zu spielen beginnt. „Dieser Einzug darf nicht ohne Musik vor sich gehen.“ Ähnlich fragt in der 66. Erz. des Morlini ein Geistlicher die Frau eines Anderen: „Volumusne pontificem in urbem intrmittere?“ und der Mann bläst die Flöte. Pröhle erzählt (Kinder- und Volksmärchen, Leipzig 1853, n 63, 1) von einem Tambour, der Sturm bläst, als er einen Mönch und eine Wärterin „Sturm laufen“ sieht.⁴⁾ Als interessante Parallele zu den zuletzt angeführten Beispielen, wo der „Einzug“ immer unter Musikbegleitung erfolgt, sei darauf hingewiesen, daß dieselbe Vorstellung auch in den historischen Volksliedern sich findet, z. B.:

er gab der Braut den Liebesschuß
die Spielleut mußten machen
den angenehmen Liebestanz.

In einem gewissen Gegensatz dazu stehen allerdings die erstangeführten Beispiele, die dadurch charakterisiert sind, daß in ihnen das Liebespaar durch die Musik (meist des Gatten) in die Flucht geschlagen wird.

¹⁾ Vgl. dazu Kryptadia 1, 158, 2, 128, 185, 191, 4, 222, 308. — Boccaccio Decam. 3, 10 heißt es „den Teufel in die Hölle schicken“, bei Bandello 2, 44 „den Sünder in die Hölle“, bei Fortini „den Aal in den Teich.“

²⁾ Eine Geschichte erzählt auch wie Clawert zu Sturm bleset als Pest und Ofen gestürmet ward.

³⁾ Vgl. dazu auch die Redensart: Nach Rom fahren = entbinden.

⁴⁾ Hier schließt sich der obszöne Witz von dem Vater an, der seinem unerfahrenen Sohn den Rhythmus des Koitierens durch Trommelschläge beibringen will, die er allmählich rascher aufeinander folgen läßt, bis ihn der Junge durch den Ausruf „Vater, schlag nen Wirbel!“ vom Erfolg seiner Methode überzeugt.

Die Schilderung der wirklichen Liebeswerbung als Belagerung findet sich in drastischer Form in einem von Köhler (l. c. S. 599) mitgeteilten anonymen Meisterlied aus der Dresdener Handschrift (M. 5, S. 739), das — „in der Hagelweis Hültzings“ abgefaßt — schildert, wie ein Mühlknecht schweigend das Pferd des buhlenden Domherrn stiehlt und von diesem zur Rede gestellt sagt, er habe diese Beute erhalten, als Herzog Ernst Rauheneck erstürmte. Die zweite Strophe erklärt diese Rechtfertigung und ihren überraschenden Erfolg:

Und als er sich nacket zog aus,
Do sah er iren rauchen straus,
Thet sie in schwenken fragen,
Wie der strauch wer genandt.

Sie sprach: ‚Darmit ich euch nicht schreck,
Er ist genennet Rauheneck‘.
Auch thet sie zu ihm sagen,
Wie sein ding hieß zu hand.

Er sprach: ‚Hertzog Ernst. Diser held
Det nie vor keinem fliehen!‘
Sie sprach: ‚Last den held auserweld
Hin für Rauhen eck ziehen,

Daß er gantz ploß
Vor disem schloß ein sturme thu!‘
Mit seinem Zeug ruckt er hin zu
Und det den sturm gewinnen;
Het weder schwert noch gschoß.“

Auch aus dem 16. Jahrhundert führt Frankel ein Lied an, das die Liebeswerbung als Belagerung schildert und die Brüste als zwei mächtige Basteien; er meint, daß diese Vorstellung vielleicht durch falsche Deutung von „Brustwehr“ entstanden sein könnte. Doch würde dem widersprechen, daß dieser Vergleich sich auch in anderen Sprachen findet. So heißt es im Hohenlied Salomonis (8, 10): „Ich bin wie eine Mauer und meine Brüste sind wie Türme.“ Ebenso wird beispielsweise in Balzac's „Contes drolatiques“ dieses Gleichnis mit Vorliebe verwendet: „Die beiden Vorposten im Wonnekampf, die hart waren wie Bastionen und manchen Sturm gut bestanden hatten, denn sie waren trotz aller kräftigen Angriffe noch nicht gefallen.“¹⁾ Und bei der Liebeswerbung um die Maitresse des Königs heißt es: „Er bestürmte von neuem den königlichen Grenzwall.“¹⁾ Wiederholt spricht Balzac vom Liebesspiel als von „Einnahme und Fall der Festung“ (l. c. S. 105), einem „Lanzenstechen“ und schildert die Stadt Tour, „die von der Loire bespült wird, einem hübschen Mädchen gleich, das im Wasser badet“ (S. 94).

Eine ähnliche und wie der Dichter behauptet, von literarischen Vorbildern unbeeinflusste Parallelisierung von Frau und Stadt²⁾ deutet Max Mell in der Novelle „Lady Godiva“ (Die drei Grazien des Traumes. Leipzig 1906) an:

¹⁾ Übersetzt von Ph. Frey (Wiener Verlag, 1905, S. 238).

²⁾ Beziehungen der (toten) Frau zur (toten) Stadt hat der feinsinnige Dichter George Rodenbach meisterhaft geschildert („Das tote Brügge“).

„Der Morgen des Vorfrühlings war wundervoll aufgegangen. Und zwei Zerbrochene sahen einander in die tieftraurigen Augen. Das war Lady Godiva, die fröstelnd in der Morgenluft am Fenster des hohen Schlafgemaches saß und sich einhüllte mit zitternden Bewegungen, und das war die Stadt, die sich um die steinernen Füße des Schlosses schmiegte, um Erbarmen flehend . . . und die ihre Augen nicht geschlossen hatte diese Nacht.“ Denn „in einer Nacht hatte der Graf Leofric zwei Schicksale in seine rauhe Hand bekommen. Er hatte der aufrührerischen Stadt Coventry, die ihm untertän war, die Tore erstürmt und war siegreich eingezogen; und er hatte seine Braut zur Frau gemacht.“

Übrigens findet sich die Auffassung des jungfräulichen Weibes als einer unbezwingenen Festung nach Frankel auch in Schillers „Maria Stuart“ (II, 1), wo die keusche Festung der Schönheit durch 12 Ritter siegreich verteidigt wird.¹⁾

Auf Grund des angeführten Materials, das sich, insbesondere aus der individuellen Dichtung, leicht vermehren ließe, geht zumindest mit Sicherheit zweierlei hervor: 1. daß der Liebesakt, offenbar aus dem sadistischen Bewältigungstrieb heraus, als Eroberung einer standhaften Festung aufgefaßt und symbolisch dargestellt wurde. Die in unserer heutigen Sprache erhaltenen Wendungen: eine Frau bestürmen (mit Liebesanträgen), sie erobern, zu Fall bringen (sie ergibt sich), einnehmen und besitzen (wie eine Festung), sind Nachklänge jener ursprünglich ganz real gefühlten und sinnfällig gefaßten Symbolik.²⁾ Das ergibt sich ohneweiters aus der angeführten Sexualisierung der belagerten und zu erobernden Stadt als Frau, eine Vorstellung, die zeigt, daß 2. die an die geschlechtliche Bewältigungssituation gemahnende Belagerung einer Stadt oder Festung nicht nur in der Phantasie sexualisiert, sondern auch realerweise mit Unterstützung libidinöser Energie ausgeführt wird. So wird es begreiflich, daß die Zielvorstellung der Belagerer, die weiblichen Einwohner der eroberten Stadt zu vergewaltigen,³⁾ einerseits anspornend wirkt, andererseits zur realen Befriedigung des sexuellen Bewältigungstriebes führt. In die Genese dieser Symbolik führt es bereits, wenn wir schließlich noch darauf hinweisen, daß uns die aus der italienischen Novellenliteratur angeführten Beispiele (sowie der verwandte Sturm auf Rauheneck) direkt verraten, daß es sich ursprünglich um eine reine Genitalsymbolik handelte, wobei der mit Überwältigungslust eindringende Penis dem siegreichen König (Feldherrn), Sultan, Papst, Gott, also dem Vatersymbol, gleichgesetzt wird, während die bewältigte Stadt, worauf auch Jung hinweist, als Muttersymbol zu gelten scheint. Daraus, wie auch aus dem Belauschungs-Motiv in den zuletzt angeführten Beispielen, ergäbe sich ein bedeutsamer Hinweis auf die zu Grunde liegende „sadistische Auffassung“, die das Kind nach Freuds Beobachtung vom unverständenen Geschlechtsverkehr der Eltern in der Regel hat. Daß auch andere seelische Regungen und Triebkomponenten an der Bildung und Verwertung dieser Symbolik Anteil haben, braucht wohl nur erwähnt zu werden.

Dr. Otto Rank.

¹⁾ Allerdings ist Düntzers Comm. (2. Aufl. 1878, S. 130 ff.) zu entnehmen, daß englische Historiker dem Dichter hierzu die Vorlage lieferten.

²⁾ In diesen Zusammenhang gehört es auch, wenn wir heute beispielsweise vom „Gürtel“ einer Stadt sprechen.

³⁾ Wie enge die Vorstellung der Stadteroberung mit der sexuellen Vergewaltigung verknüpft ist, lehrt nicht nur in offenkundigster Weise jeder Krieg aufs neue, sondern läßt sich auch im Phantasieleben als typisch nachweisen. So beispielsweise in den bei Krafft-Ebing (Psychopath. sex. 9. Aufl., S. 72) mitgeteilten Phantasien eines Sadisten, der zur Erreichung der Befriedigung der Vorstellung einer gewaltsamen Stadteinnahme bedurfte.

II. Die Stadt als Mutter

wird in Charles de Costers „Uilenspiegel“ (Kapitel XXVIII) folgendermaßen dargestellt:

„In dieser Zeit weigerte sich Gent, die edle Stadt, ihren Anteil an den Hilfgeldern zu zahlen, die ihr Sohn Karl, der Kaiser, forderte. Sie konnte es nicht, weil sie, durch Karl selbst, vom Gelde entblößt war. Das war ein schweres Verbrechen; er beschloß, sie in höchsteigener Person zu züchtigen. Denn der Stock des Sohnes ist dem Rücken der Mutter schmerzlicher als der Stock jedes andern...

Trotzdem hätte noch Gent seinen Sohn samt seinen viertausend Pferden zu Brei schlagen können; aber es liebte ihn... Auch Karl liebte die Stadt, aber wegen des Geldes, das sie hatte in ihren Kisten und wovon er noch haben wollte.....

Gent wurde schuldig erklärt der kostspieligsten Verbrechen, die da sind: Treulosigkeit, Bruch der Verträge, Ungehorsam, Aufruhr, Empörung und Majestätsbeleidigung. Der Kaiser erklärte für aufgehoben alle Privilegien....

Er ließ die Abtei von St. Baafs niederreißen, um dort eine Zitadelle zu errichten, die es ihm gestattete, die Brust seiner Mutter mit Kugeln zu durchbohren. Als guter Sohn auf eine rasche Erbschaft erpicht, beschlagnahmte er alles Vermögen von Gent..... Da er die Stadt zu gut befestigt fand, ließ er... viele Tore, wie Kleinode aus Stein gemeißelt und geschnitzt, abbrechen.

Wenn nun Fremde nach Gent kamen, sprachen sie untereinander: Diese tote und trostlose Stadt soll Gent sein, von der man uns Wunder gesagt hat? Und die von Gent antworteten: Kaiser Karl hat der Stadt ihren köstlichen Gürtel genommen. Und dies sagten sie voll Scham und Zorn....

Die Stadt hatte ihm bei mancherlei Anlässen ihre Liebe bewiesen und ihm geholfen; er aber durchbohrte ihre Brust mit dem Dolche, um nach Blut zu suchen, wo er zu wenig Milch gefunden hatte.

Dann besah er sich Roelandt, die schöne Glocke, und ließ an ihren Klöppel den Mann hängen, der Alarm geschlagen hatte, um die Stadt zur Verteidigung ihres Rechtes zu rufen. Er hatte kein Erbarmen mit Roelandt, der Zunge seiner Mutter, der Zunge, mit der sie zu Flandern sprach.

Da er fand, daß seine Mutter zu laut sprach, nahm er ihr die Glocke. Und die vom flachen Lande sagten, die Stadt Gent sei tot, weil ihr der Sohn mit eiserner Zange die Zunge ausgerissen habe.“

Mitgeteilt von Dr. B. Dattner.

III. Symbolisierungen des Frauenleibes.

In den Träumen Gesunder und Neurotiker hat die Psychoanalyse eine eigenartige Symbolik aufgedeckt. Dieselbe Symbolbildung war auch in Mythos und Märchen zu erweisen. Gelegentlich wurde auch bei Dichtern darauf hingewiesen. Es wird nun an der Zeit sein, die einzelnen Symbole des Traumes mit den in der Dichtung vorkommenden systematisch zu vergleichen. Einen kleinen Beitrag zu dieser Arbeit, die weit über die Kraft des Einzelnen hinausgeht, soll das Folgende liefern. Es handelt sich um die Symbolisierung des Frauenleibes. Schon Rudolf Kleinpaul hat in seinen sprachphilosophischen Schriften auf diese Phantasiegebilde hingewiesen, welche verschiedene Gegenstände mit dem Frauenleib in Beziehung setzen. Auch Scherner hat in seinem Buche über den Traum (Berlin 1861) manche feine Bemerkung darüber gemacht. Erst die Psychoanalyse aber konnte die Symbolik des Frauen-

leibes unzweideutig feststellen. Sie wies nach, daß sich hinter Tisch, Zimmer, Stadt diese Beziehung im Traume verbirgt.

Ein Vergleich des Hohen Liedes sagt: „Ich bin eine Mauer und meine Brüste sind wie Türme.“ An einer anderen Stelle heißt es (4, 4): „Dein Hals ist wie der Turm Davids“ und (7, 4): „Deine Nase ist wie der Turm auf Libanon, der gen Damaskus sieht“. Teile des Frauenleibes werden also hier mit Festungsteilen verglichen. Auch Shakespeare vergleicht die Jungfrau mit einer Festung, die obgleich tapfer, in der Verteidigung einem Sturme nicht widerstehen könne. Shakespeare gebraucht übrigens denselben Vergleich oft in seiner Lyrik. Eine Stelle aus „An Lucretia“ sei als Beispiel gebracht:

„Die Hand, die er auf ihre Brust noch hält
(Als Sturmbock auf den Wall von Elfenbein)
Fühlt, wie ihr wundes Herz bald steigt, bald fällt . . .
Dies mehrt nur seine Glut, läßt Mitleid schweigen,
Die holde Burg im Sturme zu ersteigen.“

Falstaff nennt Frau Hurtig pistolenfest gegen Pistol. Sterne sagt von einer Frau, daß sie sich „rundum mit Circumvalationslinien und Brustwerken befestigt wie sein Onkel eine Zitadelle.“ Hippel: ihre „stoische Tugend hält ebensowenig wie heutzutage irgend eine Festung stand.“ Jean Paul spricht davon, daß bei den Mädchen „wie in Wien die Vorstädte modern, die innere Stadt selber aber mit allen ihren Vierteln verdammt altväterlich“ seien. Es muß hier ferner das Lied herangezogen werden, welches die Soldaten beim Osterspaziergang im „Faust“ singen:

„Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen
Mädchen mit stolzen
Höhnenden Sinnen
Möcht' ich gewinnen
— — — — —
Das ist ein Stürmen!
Das ist ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müssen sich geben.“

In Brentanos „Blumenstrauß“ wird der Frauenleib folgendermaßen besungen:

„Tempel, auf zwei Säulen mächtig,
Aller Liebesgötter voll,
O Asyl, bin liebesflüchtig,
Weiß, wohin ich fliehen soll.“

Auch bei Börne ein ähnlicher Vergleich (I, 340): „In einem Frauenhut mit seinen Höhen und Tiefen, mit seinen Böschungen und ausgezacktem Rande kann jeder Ingenieur sämtliche Teile einer Festung, Gräben, Wälle, Palissaden und Schießscharten wahrnehmen . . . Jedes Herz ist ein weibliches Jericho, dessen Mauern vom Schalle einstürzen.“ Bei Heine (3, 20 nach der Ausgabe von Elster): „Die eine Dame war die Frau Gemahlin . . . ein hochaufgestapelter Busen, der mit steifen Spitzen und vielzackig festonierten Krägen wie mit Türmchen und Bastionen umbaut war und einer Festung glich, die gewiß ebenso wenig wie jene anderen Festungen, von denen Philipp von Make-

donien spricht, einem goldbeladenen Esel widerstehen kann . . . Die zwei Haupttürme nur hängende Ruinen und das Herz, die Zitadelle, war gebrochen.“ Auch Minka vergleicht der Dichter (4, 404) mit einem Gebäude: sie ist „wie der Tempel Salomons, als ihn Nebukadnezar zerstört hat“.

Es sei noch an einem Beispiel gezeigt, daß auch in der modernen Dichtung dasselbe Symbol herangezogen wird. Tantris beschreibt in Hardts Schauspiel den Leib Isoldens folgendermaßen:

„Ein wilder Garten ist dein Leib,
Wo Purpurfrüchte gluten und betäuben,
Dein Leib ist eine Kirche von Basalt,
Ein Elfenberg, in dem die Harfen klingen,
Ein jungfräuliches Schneegefild. Und deine Brüste
Sind heiligstes Geknosp des Strahlengartens.“

Hier wechseln zwei typische Symbole: Garten und Gebäude. In der folgenden Schilderung ist das letztere allein:

„Auf Marmorfüßen — kühl und wonniglich
Gegliedert — makellos und hochgewölbt
In Kraft und Süße — wachsen schwellend Säulen
Hinauf zum Strahlendome ihres Leibes.“

Natürlich macht diese Aufzählung keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sie will nur zeigen, daß die Symbolik des Traumes und der Dichtung starke Ähnlichkeiten aufweist. Ein namentlich in der Komödie beliebter Vergleich ist der des Frauenleibes mit einem Lande. Einige Beispiele: Man erinnert sich der komischen Beschreibung einer Bordellwirtin in der „Komödie der Irrungen“ von Shakespeare. Ihre Hand ist Schottland, die Stirne Frankreich, das Kinn England wegen der salzigen Flüssigkeit, die zwischen Frankreich und ihm fließt; ihre Nase Indien wegen der vielen Rubine, Saphire usw. Ähnlich vergleicht Heine in der Harzreise die Brust einer Frau mit der Lüneburger Heide wegen der Öde (3, 18). Wie Shakespeare findet auch er bei Signora Lätitia Arabien, Syrien, Mesopotamien (3, 316). Ihr Busen ist wie das Rote Meer (3, 308): „Es flattern darauf allerlei Bänder, wie Flaggen der Schiffe, die in diesen Meerbusen einlaufen“. Er schließt witzig ab: Man wird seekrank durch den bloßen Anblick“. ¹⁾

Anhangsweise seien für den Frauenleib noch zwei Symbole erwähnt ²⁾: das Faß und das Schiff. ³⁾ Schon Kleinpaul hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Schiffe gewöhnlich weibliche Namen tragen und Gründe für diese Sexualisierung anzugeben gesucht.

Heines Vater pflegte, von vielen Leuten um Rat in verschiedenen Angelegenheiten gefragt, zu sagen: „Da muß man ein neues Fäßchen anstechen.“ Der Dichter, welcher diese Redensart in seinen Memoiren erzählt, berichtet an anderer Stelle von einer galanten Situation und setzt den Ausspruch seines lebenslustigen Vaters hinzu.

Dr. Theodor Reik.

¹⁾ Es sei noch an die Jugendlyrik Schillers erinnert, in welcher die Frauenbrüste „Halbkugeln einer besseren Welt“ genannt werden.

²⁾ Weitere Beispiele vergl. meine Arbeit *Imago* II. 1913. S. 586.

³⁾ In Baudelaires Gedicht „Das schöne Schiff“ (*Fleurs du mal*) wird das Weib mit dem Schiff verglichen.

Kritiken und Referate.

Prof. E. Bleuler (Burghölzli). Kritik der Freudschen Theorien. Referat in der Sitzung des deutschen Vereines für Psychiatrie in Breslau, 13. Mai 1913. (Sonderabdruck aus der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie“, Bd. 70.)

In diesem kritischen Referate — dessen Leitsätze wir bereits auf Seite 411 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift abgedruckt haben — überrascht uns Prof. Bleuler mit einer Auffassung der wichtigsten Ergebnisse der Psychoanalyse, die mit seinen früheren kritischen Äußerungen über dasselbe Thema nicht in Einklang zu bringen sind. Der Autor scheint das selbst zu fühlen, da er der eigentlichen Besprechung folgende Bemerkung vorausschickt: „Meine frühere Besprechung (Die Psychoanalyse Freuds, Verteidigung und kritische Besprechung, Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen, II. Bd.) hat mehr das Positive herausgehoben. Diese Arbeit bildet eine Ergänzung dazu, muß also naturgemäß das Negative stärker betonen. Zu der letzteren Taktik veranlaßt mich auch der Umstand, daß in der Zwischenzeit keine einzige der Anschauungen, die mir damals als möglich, aber unbewiesen erschienen sind, besser fundiert worden ist, wobei ich aber ausdrücklich hervorheben muß, daß ich keinen Grund gefunden habe, von dem, was ich damals angenommen, auch nur Kleinigkeiten zu modifizieren; die weiteren Erfahrungen haben mir keine Widersprüche, sondern nur Bestätigungen gebracht; neue Einwendungen von anderen habe ich nicht gehört.“

Diese Argumente sprechen meiner Ansicht nach nicht für, sondern gegen die „Taktik“ des Autors. Hat er nämlich seit dem Erscheinen der ersten, verteidigenden Schrift nichts von der Psychoanalyse gelernt, was seine Ansicht über diese Methode in gutem oder im schlechten Sinne hätte ändern können, so wäre logischerweise seine Pflicht gewesen, die frühere Kritik auch in Breslau einfach zu wiederholen. Da er es nicht tat, sondern nach der protegierenden nun mit einer abweisenden Besprechung hervortritt, und da wir in seinen einzelnen Argumenten keine Erklärung für dieses Vorgehen finden, so sind wir gezwungen, selbst nach dessen Erklärung zu fahnden.

Eine dieser Erklärungen wäre, daß Prof. Bleuler seine frühere Verteidigung nicht auf Grund wirklicher Überzeugung, sondern in der Hoffnung schrieb, daß die noch unbewiesenen Behauptungen Freuds später besser fundiert werden. Ein solches Vorgehen können wir aber gerade Prof. Bleuler, einem der gewissenhaftesten und ehrlichsten Gelehrten, nicht zumuten. Es kann auch nicht in seiner Absicht gelegen sein, den Lesern des ersten Aufsatzes eine unverdient günstige, denen des zweiten eine ungerecht abfällige Meinung von der Psychoanalyse beizubringen. Es bleibt also nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß der Begründer des „Ambivalenz“-Begriffes in bezug auf die Psychoanalyse selber ambivalent eingestellt ist, gleichsam zwei antagonistische Überzeugungen hat, die anstatt in einer einzigen, in zwei aufeinanderfolgenden

Arbeiten — einer positiven und einer negativen — dargestellt werden mußten.

Natürlich durfte uns der überraschende und unausgeglichene Gegensatz zwischen beiden Kritiken nicht davon abhalten, auch das nun in den Vordergrund geschobene Negative objektiv zu prüfen, wir hofften sogar, aus diesen, wenn auch einseitig gruppierten Aufstellungen manches zu lernen. Sind wir in dieser Hoffnung arg enttäuscht worden, so liegt das zum Teil an der gedrängten Kürze des Referates, die den Referenten dazu zwang, Probleme von einschneidender Bedeutung mit einer einfachen kategorischen Erklärung abzutun. „Der Begriff des Vorbewußten ist mir unnötig“. „Daß die Strebungen aus der Kinderzeit wesentliche Triebkraft zur Entstehung der Hysterie bilden, ist noch nicht nachgewiesen“. „Auf einer argen Ignorierung von Tatsachen beruht Ferenczis Auffassung von Alkoholismus und Sexualität“. Die Kritik Bleulers wimmelt von diesen und ähnlichen Aussprüchen.

Wir können uns hier nicht auf die detaillierte Wiedergabe des Inhaltes dieser Schrift einlassen, es hieße die ganze bisherige Literatur der Psychoanalytik resumieren; wollten wir gar mit den Behauptungen Prof. Bleulers im einzelnen polemisieren, so wüchse unser Referat vielfach über die Dimensionen der Arbeit selbst hinaus. Der sich eingehender Interessierende muß also auf das Original verwiesen werden, wir aber müssen uns auf einige Beispiele und deren Würdigung beschränken.

In der Kritik der allgemein psychologischen Aufstellungen Freuds wendet sich Bleuler gegen ein Schema, das „den Ablauf der Erregung von der Wahrnehmung . . . zum Bewußten mit dem psychischen Reflexvorgang identifiziert“. Von einer „Identifizierung“ ist aber bei Freud nirgends die Rede, er spricht nur von einer sehr weitgehenden Analogie, die diese komplizierten Vorgänge unserem Verständnis näher bringen soll. — „Da die Wahrnehmung ebenso bewußt sein kann wie das Handeln, hätten wir ferner bewußte Qualität am Anfang und am Ende des Systems. Es ist also kein Fortschreiten zum Bewußten.“ — Dieser Satz beweist, daß Bleuler die nur vorläufige (aber sehr brauchbare) Konstruktion Freuds über den Bau des psychischen Apparats gründlich mißverstanden hat. Die Progression zum Bewußten meinte ja Freud nicht so, daß die Erregung unbedingt zu einer bewußten Handlung fortschreiten muß; im Gegenteil, er sagte uns ganz klar, daß die bewußte Wahrnehmung eine Hemmung der Aktion bedeute, während die Ausführung der Handlung (nach der Deliberation) wieder ein unbewußt arbeitender Apparat (der neuro-muskulöse) leistet. — „Wenn im Traume der psychische Vorgang sich umkehrt (regrediert) — heißt es weiter — und vom Filter der Zensur zurückgestoßen zur Wahrnehmung geht, so muß er dann wieder in der normalen Richtung zurück durch das Unbewußte und Vorbewußte, unter Passieren des Filters, das ihn eben zurückgewiesen, was recht sonderbar wäre“. — Sonderbar nur für den, der die Psychologie des Unbewußten nicht kennt oder sie nicht anerkennen will und daher nicht berücksichtigt, daß bei der Regression die von der Zensur zurückgeworfener Inhalte eine dem Lustprinzip entsprechende Entstellung erfahren und nicht mehr in ihrer ursprünglichen, sondern in einer erträglicheren und die Schlafruhe weniger störenden Form im Bewußtsein auftauchen.

„Das zweite (psychische) System kann (nach Freud) erfahrungsgemäß eine Vorstellung nur dann besetzen, wenn es im stande ist, die von ihr ausgehende Unlust zu hemmen. — Zu letzterem Satz kann ich mir keine klare Vorstellung machen.“ Auch daran ist der Kritiker und nicht Prof. Freud schuld, dessen Ausführungen Unklarheit gewiß nicht vorgeworfen werden

kann. Dieser Satz Freuds z. B. ist gar nicht schwer zu verstehen; reißt man ihn aus dem Zusammenhange, in den er gehört, nicht heraus, so muß dessen Sinn jedem einleuchten. Freud meint damit offenbar, daß Assoziationsverbindungen mit den Erinnerungsspuren (dem „E-System“) die Affektentladung, zu der eine unlustvolle Vorstellung Anlaß böte, hemmen, indem sie auch Möglichkeiten vergegenwärtigen, in denen selbst das Unangenehmste erträglich erscheint. Die Vorstellung des Todes z. B. wird durch Überlegungen über dessen Notwendigkeit, Unausweichlichkeit und Allgemeingültigkeit sowie durch den Trost, daß man vor dem Tod noch lange und glücklich leben kann, erträglicher und daher realisierbar. Das Denken bietet Trostphantasien, schwächt dadurch die Unlust und macht das Unangenehme vorstellbar. So tritt an Stelle der Verdrängung der Todesidee die Fähigkeit zu deren Vorstellung und zur Urteilsfällung über sie.

„Eine andere Gegenüberstellung (Freuds) ist die von Lustmechanismen und Ichtrieben“. „Ich kenne aber keine Gründe „Ichtrieben“ den Lustmechanismen entgegenzustellen“. „Das etwas, was man als „das Ich“ bezeichnen könnte die Sexualwünsche ablehne und mit Angst darauf reagiere, glaube ich nicht. Sexuelle und andere Wünsche gehören doch wohl den nämlichen Ich an“. Nun ist es Freud nie eingefallen, einen Trieb und einen Mechanismus, also zwei inadäquate Dinge, einander entgegenzustellen. Er spricht immer nur von dem Konflikt zwischen zwei Trieben: dem Ich- und dem Sexualtrieb. Jeder dieser Triebe erfährt eine Entwicklung von der primitiven Lustphase zum Realitätsstadium.

Der Irrtum Bleulers (dem auch Jung erlegen ist) ist hier wohl der, daß er meint, Freud halte jede Art Lust (z. B. auch die egoistische) für eine sexuelle (obzwar Freud sich gegen diese Auslegung stets ausdrücklich verwahrt hat). Die Mißachtung dieser Unterscheidung führte Bleuler zur Aufstellung des Begriffes „Autismus“, der die mit großer Mühe gewonnene Abgrenzung der zweierlei Triebäußerungen aufhebt und dadurch nur Verwirrung stiftet. Wir aber müssen die Lustäußerungen der Sexualität (den Erotismus) und die der egoistischen Lust scharf auseinanderhalten und nur bei den letzteren können wir eventuell den Terminus „Autismus“ verwenden.

Unrichtig ist auch, wenn Bleuler meint, daß nach Freud im unbewußten Denken nur das Lustprinzip, im bewußten nur das Realitätsprinzip herrsche. Freud weiß ebensogut wie sein Kritiker, daß „die Abweichungen, die Freud dem Unbewußten und damit auch dem Traumdenken zuschreibt, auch im autistischen bewußten Denken“ zu finden sind. Er weiß auch ganz gut von den der Realität angepaßten psychischen Vorgängen in einer Schichte des Unbewußten (dem Vorbewußten nämlich). Freud sagt nur, daß das Lustprinzip im Unbewußten, das Realitätsprinzip im Bewußten vorherrscht, daß aber auch Vermengungen oder Kompromißbildungen beider Mechanismen hier wie dort zu stande kommen. Freud ließ sich allerdings durch das Atypische nicht dazu verleiten, auf die scharfe Distinktion des Typischen zu verzichten, wie das Bleuler in seinem Autismusbegriff leider tat.

„Die Zensur, die zwischen dem Vorbewußten und dem Bewußten liegen soll, wird bei mir (Bleuler) von der allgemeinen Tätigkeit der Affektivität besorgt“. Auch Freud hat es nie anders aufgefaßt; die Zensur war ihm nie etwas „Dingliches“, sondern nur der Ausdruck für einen zwischen zwei psychischen Systemen sich abspielenden Dynamismus. Allerdings erklärt Freuds Annahme der zwei „Örtlichkeiten“ (Arbeitsweisen), zwischen denen sich der Konflikt abspielt, viel mehr als der vage Ausdruck Bleulers „Affektivität“.

Es spricht noch die alte Bewußtseinspsychologie aus Bleulers sonst doch das Primat der Affektvorgänge immer betonenden Gedankengängen, wenn er die Auffassung Freuds, das Bewußtsein sei „ein Organ für psychische Qualitäten“, aus erkenntnistheoretischen Gründen ablehnen zu müssen glaubt. Es ist noch immer eine Überschätzung der Bewußtheitsqualität, wenn man sich nicht entschließen kann, das Bewußtsein als einfachen Maschinenteil der körperlich-seelischen Organisation vorzustellen und ihr eine besondere, mystisch-unerklärliche Rolle zuweisen will. Die Psychologie muß übrigens auch die von Bleuler überflüssigerweise nochmals aufgerollte metaphysische Frage, ob die unbewußten Erinnerungen „physisch“ oder „psychisch“ seien, als unlösbar abweisen und sie hat das Recht zu versuchen, ob sie im stande ist, diese von der „physischen“ Seite ganz unzugänglichen Vorgänge mit ihren Hilfsmitteln zu erklären.

Die Behauptung, daß die Erinnerungsbilder nur dann etwas Psychisches seien, „wenn sie ekphorisiert werden“, und daß die Annahme eines inaktiven Unbewußten undenkbar sei, wird niemandem einleuchten, der sich mit dem Dispositionsbegriff in der Biologie vertraut gemacht hat; dispositionelle Mechanismen können ganz gut zeitweilig oder dauernd unbesetzt gedacht werden. In den diesbezüglichen Bemerkungen Bleulers wirkt übrigens die Einnengung der Semonschen „Mnemen“-Terminologie (richtiger: Phraseologie) besonders störend.

Zur „Psychopathologie des Alltagslebens“ bringt der Autor die überflüssige, weil von niemandem je in Zweifel gezogene Korrektur, daß nicht alles „Zufällige“ psychologisch zu erklären ist. Die Witztheorie nimmt er als Ganzes nicht an, weil er sich in deren Einzelheiten nicht hinein-denken kann.

In der Kritik der Sexualtheorie Freuds bekämpft Bleuler vor allem die Ansicht Freuds von der Genese der Kindheitsamnesie; er sagt, daß die Erinnerungen an die ersten Lebensjahre nicht (wie Freud sagt), mit den inkompatiblen sexuellen Eindrücken „mitverdrängt“ werden, sondern einfach deshalb aus dem Bewußtsein verschwinden, weil die „Psychismen“ der Erwachsenen mit denen der ersten Kindheit nicht verwandt (nicht einmal verwandt!) sind. Natürlich verzichtet damit der Kritiker auf all die Vorteile, die diese Erklärung Freuds für das Verständnis der Deckerinnerungen, der Perversitäten Erwachsener usw. bietet; auch das Wiederaufleben des Infantilen im Traum, im Witz muß ihm — da er das Verdrängt-Kindliche nicht supponieren kann — zu der unerklärlichen Bizarrerie werden, als welche sie uns vor Freud erschien.

Nie hat Freud behauptet, daß es „nicht Kulturbestrebungen geben sollte, die eine von der Sexualität unabhängige besondere Wurzel haben“, im Gegenteil, er sieht die Ursache jeden „Fortschrittes“ in der äußeren Not, also in der Störung egoistischer und libidinöser Interessen, wobei allerdings die verdrängte Libido in den Dienst sozialer Strebungen gestellt, sublimiert werden kann; natürlich liegen aber auch nach Freud der Sozietät in erster Linie egoistische Interessen zu Grunde. Gegen den Sublimierungsvorgang spräche nach Bleuler, daß es auch perverse Menschen gibt, „die nichtsdestoweniger lebhaften Anteil an den Kulturbestrebungen nehmen“; mit demselben Rechte könnte man behaupten, es sei unmöglich, daß die Kraft einer Dampfmaschine, aus der etwas Dampf frei abströmt, gleichzeitig auch zu Arbeitsleistungen verwendet werden könne.

Das Betrübenste an der Bleulerschen Kritik für den Psychoanalytiker ist seine Ansicht über die Traumpsychologie. Er findet Freuds

Theorien „unbegründet und unwahrscheinlich“. „Es fehlt uns bis jetzt jeder Anhaltspunkt zu der Annahme, daß der Traum eine wichtige Funktion zu erfüllen habe“. „Fehlt aber dem Traum ein Zweck, eine bewußte oder unbewußte Absicht, so gibt es auch keine Rücksicht auf Darstellbarkeit“. Der Traum zeige nichts von der Psychologie des Unbewußten, sondern nur das Schlafdenken usw.

Das Richtige an dieser letzteren Behauptung stammt gerade von Freud; er war es, der die Charaktere des Traumes aus dem Schlafzustand abgeleitet hat, er fand, daß die einzige Funktion des Traumes die Sicherung der Schlafruhe vor inneren und äußeren Störungen ist. Prof. Bleuler muß aber gut wissen, daß Freud aus dem „Schlafdenken“ allein niemals die Gesetze der unbewußten Denkvorgänge abgeleitet hätte, wären ihm nicht analoge Gesetzmäßigkeiten auch beim Witzdenken, beim neurotischen Denken, beim Irredenken, beim künstlerischen und phantastischen Denken, beim kindlichen und primitiven Denken immer und immer wieder entgegengetreten. Der Traum zeigte ihm nur am deutlichsten, was auch sonst an zahlreichen anderen psychischen Gebilden zum Vorschein kam: die Psychologie des Unbewußten. Das hierüber zusammengetragene Wissen einfach mit dem Worte „Schlafdenken“ abzutun heißt: die Psychoanalyse überhaupt abzuschütteln. Die freundlich wohlwollende Anerkennung einzelner kleinerer Details kann uns darüber weder hinwegtäuschen, noch dafür entschädigen; soviel Anerkennung haben ja der Psychoanalyse auch ihre Gegner nie versagt.

Nach dem was wir von Bleuler über die allgemein-psychologische Bedeutung der Psychoanalyse gehört haben, brauchen wir uns nicht lange bei seinen Ansichten über deren pathologische Verwertbarkeit aufzuhalten. Auffällig ist es aber und es muß doch hervorgehoben werden, daß während er Beweise für Freuds Hysterietheorien, für die doch eine Unzahl tatsächlicher psychologischer Erfahrungen ins Feld geführt wurde, mit der Goldwage abwägt, um sie meist zu leicht zu finden, erklärt er die Schizophrenie (bei der bis jetzt nur psychische Störungen mit Sicherheit nachgewiesen wurden) unter schroffer Ablenkung der Psychogenität für eine „anatomische oder chemische Anomalie“, für eine „Gehirnvergiftung oder Gehirnveränderung“. Die große Unsicherheit, die sich in dieser Alternative verrät, müßte den Kritiker Freuds den psychologischen Theorien und ihren Beweisen gegenüber nachsichtiger stimmen. Wir wissen übrigens, daß in Freuds Neurosenlehre biologische und psychologische Erklärungen sich nicht ausschließen, sondern ergänzen.

Es ist denkbar, daß Prof. Bleuler trotz allen Wohlwollens sich von der Richtigkeit der Freudschen Hauptsätze nur darum nicht überzeugen konnte, weil er als Psychiater sich mit Neurosenanalysen wenig beschäftigt; sagt er doch selber an einer Stelle seiner Kritik, daß er „über die Zwangsneurosen zu wenig eigene Erfahrung habe“. Und doch ist es gerade die Neurosenpsychologie, deren Studium einem die Richtigkeit der Anschauungen Freuds verschaffen kann. Es ist uns also die Hoffnung nicht genommen, daß mehr Erfahrung auf diesem Gebiete auch Bleuler endgültig überzeugen wird, beginnt er doch auch an dem Zusammenhang der Analerotik mit gewissen Charaktereigenschaften zu glauben, seitdem er dies „in drei Fällen beobachtete“.

Es entsprach wohl der direkt angekündigten negativen Richtung der Kritik Bleulers, wenn auch wir in deren Besprechung die negativen Momente hervorhoben. Wir schützen hiedurch Prof. Bleuler auch vor der Wiederholung des Unbills, der seiner Schizophrenietheorien widerfahren ist, die die Kritik (nach seinem Ausspruche) „viel zu viel als Freudsche angesehen hat“.

Dr. S. Ferenczi (Budapest).

Prof. E. Bleuler: Der Sexualwiderstand. (Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen. V. Band, 1. Hälfte 1913.)

„Der Sexualtrieb nimmt gegenüber allen anderen Trieben insofern eine besondere Stellung ein, als ihm ganz unverhältnismäßig starke Hemmungen gegenüberstehen.“

Dieser Satz gilt nach Bleuler sowohl für Menschen, als auch für Tiere, bei denen „oft dem sexuellen Akt Spiele vorausgehen, die manchmal ziemlich kompliziert sind und in denen von einem Partner, meist dem Weibchen, ernst gemeinter oder fingierter Widerstand geleistet wird“. Und auch für den Menschen sind „der Widerstand auf der einen und die Überwindung desselben auf der anderen Seite integrierende Bestandteile des Sexualtriebes und der Sexualbetätigung selbst; von der Seite des Männchens aus gesehen, ist der Widerstand zur Sexualreizung nötig oder ihr doch förderlich“.

In so generalisierter Form kann diese Behauptung denn doch nicht gut geheißt werden; sie trifft ja nur für jene Fälle zu, bei denen der männliche Teil so weit über das normale Maß sadistisch veranlagt ist, daß er das Weib in einem Raufakte besiegen will.

Wenn aber der Mann nicht auf Überwältigung des Weibes Wert legt, sondern vielmehr auf ein verständnis- und liebevolles Sichhingeben, oder wenn er im extremen Gegensatze zu dem Sadisten am Ende gar selbst erobert werden will, dann wird der Widerstand des Weibes sicher nicht auf die Sexualreizung des Mannes „förderlich“ einwirken; es kann unter Umständen sogar eine psychische Impotenz die Folge sein. Aber auch aus jenen Fällen, für die des Autors Behauptung zutrifft, kann man bezüglich des psychischen Phänomens des Sexualwiderstandes keine tieferreichenden Schlüsse ziehen, denn sie, das Weib, hat den Widerstand, und er, der Mann, wird dadurch gereizt, falls er nämlich dazu disponiert ist, ebenso wie er eventuell auch beim Anblicke von blauen Augen sexuell erregt werden könnte. Der Verfasser will vorläufig auch wirklich nur die Tatsache dieser Beziehung konstatieren, ohne daraus weitere Konsequenzen für die Entstehung des Sexualwiderstandes zu ziehen.

Das geschieht aber dann doch an einer späteren Stelle (pag. 447), in der die mannigfachen Gründe der Geschlechtstrieb-Einschränkungen behandelt werden und hier wird allerdings der Spieß umgekehrt und die Entstehung des Widerstandes — zwar nur zum Teil und mit gewissen Einschränkungen — aus der auf den Partner ausgeübten Reizwirkung erklärt. Es heißt hier: „Eine in ihrem Grade der Situation angepaßte Mischung von Entgegenkommen und Widerstand ist das beste Anlockungsmittel. Dadurch wird eine gewisse Zurückhaltung, ein integrierender Bestandteil der Sexualstrebung und damit ein, wenn auch vielleicht nicht sehr hoch anzuschlagender Bestandteil der ganzen Hemmungssumme.“

Man wird sich schwerlich des Eindruckes erwehren, daß jener Teil der sexuellen Abwehr, der aus der Tendenz der „Anlockung“ entstanden ist nicht zu den ernst und ehrlich gefühlten Affekten des Widerstandes, sondern vielmehr zu den Äußerungen einer wahrscheinlich ziemlich klar bewußten Koketterie gezählt werden muß. Die ganze Untersuchung fällt somit gar nicht in das Arbeitsgebiet der Psychoanalyse und sie kann um so leichter bei Seite gelassen werden, als die von Bleuler im weiteren Verlaufe besprochenen Formen des nicht geheuchelten sondern wirklich vorhandenen Sexualwiderstandes auf unser volles psychoanalytisches Interesse Anspruch erheben dürfen.

„Fast alles was wir Sitte nennen“, sagt der Autor, „besitzt als integrierendsten Bestandteil die Sexualhemmung. So etwas wäre nicht möglich, wenn es nicht in der Natur des Sexualtriebes selbst läge; denn die Sitten

bilden sich aus unseren Trieben und nicht umgekehrt, so sehr das autistische Denken sie auch etwa auf Abwege führen mag.“

Diese Ausführungen erfordern eine kurze Besprechung.

Daß die „Sitte“ beinahe immer ein Stück Sexualhemmung enthält, ist sicher richtig. Daß aber diese Hemmung in der Natur des Sexualtriebes selbst liegen müsse, diese Behauptung erscheint recht unverständlich und unbeweisbar. Die Sitte ist ja doch eine Kompromißbildung, um die verschiedenen Formen der Sexualbetätigungen mit den sozialen Anforderungen in Einklang zu bringen. Das Hemmende, das in der Sitte steckt, geht sicher nicht vom Sexualtrieb des Individuums aus, sondern von einer Gegenströmung, von der Notwendigkeit, sich im Sinne des Selbsterhaltungstriebes der Allgemeinheit anzupassen. Man muß sich nur klar machen, daß die beiden Urtriebe in ihren Beziehungen zu dem, was „sozial“ und „antisozial“ genannt wird, im Laufe der Entwicklung ihre Rollen äußerlich wenigstens teilweise vertauscht haben. Von den beiden ist der Sexualtrieb selbstverständlich der soziale, denn nicht nur, daß zum normalen Geschlechtsverkehre ein Partner nötig ist, auch das Resultat der Triebetätigung, die Erhaltung und Vermehrung der Art dient sozialen Zwecken. Der Selbsterhaltungstrieb hingegen repräsentierte ursprünglich die direkt antisoziale Tendenz, die im brutalen Daseinskampfe des Individuums gegen die Gesamtheit sich durchzusetzen suchte, aber an der Realität doch bald scheitern mußte. Denn der einzelne war gezwungen, einzusehen, daß statt des zu ungleichen Kampfes gegen die überlegene Mehrheit der soziale Zusammenschluß die einzige Möglichkeit der Selbsterhaltung biete. Und so wurde schließlich durch intellektuelle Erwägung aus dem Ichtriebe ein Teil der aggressiven Komponente verdrängt, durch ein zweckmäßiges Suchen nach Schutz ersetzt und damit ein Stück des Gefühles sozialer Zusammengehörigkeit geschaffen.

Eine gegenteilige Wandlung mußte der Sexualtrieb durchmachen; denn ihm, dem ursprünglich sozialen Triebe kat exochen wurden Einschränkungen auferlegt, die durchwegs dem antisozialen Selbsterhaltungstrieb entstammen.

Hierher gehört z. B. die Entstehung des Schamgefühles. Bleuler sagt: „Ich weiß, daß die Scham sehr viel Anerzogenes enthält und daß es auch Wilde gibt, die sich genieren, allein¹⁾ zu essen; aber unser exzessiver Schambegriff wäre nicht möglich, ohne eine angeborene Anlage dazu. Und diese bricht dann auch durch im Gegensatze zu der Erziehung. Wir sehen schon bei zwei- bis dreijährigen Kindern die Neigung, sexuelle Vorgänge nach oben zu verlegen, auch wenn sie so vorurteilslos als möglich erzogen werden und von der Herkunft des Menschen schaffen sie sich eigene, den gewöhnlichen Sagen analoge, die Sexualität verhüllende oder verneinende Vorstellungen, auch wenn sie den wirklichen Sachverhalt kennen.“

Der Autor hebt also den Einfluß der Erziehung unserer Kinder zur Schamhaftigkeit hervor, betont aber auch die Annahme einer angeborenen Anlage, die selbst bei „so vorurteilslos als möglich“ erzogenen Kindern die Schamhaftigkeit doch zum Durchbruche bringt. Ich glaube nicht, daß je irgend ein modernes Kind so „vorurteilslos“ erzogen wurde, daß man ihm nicht die Genital- und Analzone als etwas gesellschaftlich zu Verhüllendes bezeichnet hätte. In unseren Zeiten dürfte die Schamhaftigkeit beinahe ausschließlich auf Tradition beruhen, aber vor Jahrtausenden muß sie denn doch einmal irgendwie entstanden sein und zu einem ganz bestimmten Zwecke gedient haben.

Wenn wir nun Vermutungen über diesen Zweck nachgehen wollen, so muß vor allem die These Bleulers gänzlich beiseite geschoben werden,

¹⁾ „allein“ dürfte ein Irrtum sein; statt dessen soll es wohl „in Gesellschaft“ heißen.

daß die mannigfachen sittlichen Hemmungen des Sexualtriebes, also auch die Scham, „in der Natur des Sexualtriebes selbst“ lägen.

Das ist ganz unmöglich, und zwar in dem speziellen Falle wie auch im gesamten Triebleben.

Ein Trieb ist das, „was treibt“, sagt Möbius, und schon auf Grund dieser höchst bescheidenen Definition kann man doch wirklich nicht zugeben, daß ein Trieb statt zu treiben, Hemmungen aus sich selbst erzeugt, welche gegen diese seine eigene Funktion gerichtet sind und sie eventuell ganz lähmen, so daß im extremsten Falle schließlich der Trieb Gefahr laufen könnte, sich selbst umzubringen. Ein solcher selbstmörderischer Trieb existiert nicht und die Hemmungen, die sich seinen Äußerungen in den Weg stellen, können nur von außen, von einem Gegentriebe kommen. Das muß auch für die Schamhaftigkeit gelten, die, weil sie eine Hemmung gegen die Exhibitions- und Voyeur-Lust bildet, keinesfalls aus dem sexuellen Triebleben entstanden sein kann. Es bleibt demnach nur die Annahme übrig, daß nicht der Geschlechts-, sondern der Selbsterhaltungstrieb, die im Laufe der Jahrtausende für die heutigen Kulturmenschen längst überwundene Quelle des Schamhaftigkeitsgefühles bildete. Bei Tieren und primitiven Völkern ist dieser Zusammenhang noch heute vielfach zu erkennen. Es gibt nämlich Tiere, die sich nach menschlicher Nomenklatur „schämen“ und solche, die das nicht tun. Zu den letzteren gehören z. B. die Hunde, die nach unseren Begriffen ganz „schamlos“ auf der Straße koitieren und ebenso benehmen sich auch andere Haustiere. Die Katze hingegen würde niemals bei Tage auf der Straße oder im Zimmer ihre Liebesspiele ausführen und auch die meisten wildlebenden Tiere flüchten sich zu Sexualzwecken nach unzugänglichen Orten und bevorzugen die Nacht, als ob sie sich schämten. Natürlich tun sie das nicht, aber sie fürchten für ihr Leben. Denn in keiner Situation ist das Tier und auch der primitive Mensch gegen feindliche Überfälle so wehrlos, als während des Sexualaktes, in minderm Maße auch beim Stuhl- und Urinablassen.

Das was einst im Sinne des Selbsterhaltungstriebes aus Furcht geschah: das Sichverbergen und gegen Überraschungen schützen, eben dasselbe Tun wird heute, nachdem das Furchtmotiv verschwunden, aus anderen der modernen Kultur entspringenden Gründen beibehalten und statt der Furcht nunmehr der Scham zugeschrieben. Daß äußerlich sich gleichbleibende Reaktionen ihren psychischen Inhalt zum Teil wechseln können, ist dem Psychoanalytiker von den neurotischen Symptomen her wohlbekannt. Es wird nach einem Aussprüche Freuds „neuer Wein in den alten Schlauch gegossen“.

Dasselbe gilt auch vom Keuschheitsbegriff, von dem Bleuler sagt, daß die sexuelle Abstinenz keine Tugend zu werden brauchte, „wenn nicht in der sexuellen Betätigung selbst ein negativer Faktor stäke. Und diesen negativen Faktor finden wir denn auch in der Identifikation von Sexualgenuß und Sünde, die eine weitverbreitete ist. Die Verachtung des Weibes ist keine bloße Frucht religiöser Tüftelei. Wir finden sie als nahezu normale Erscheinung in der Pubertätszeit des Mannes, und sie findet in ähnlichen, wenn auch etwas selteneren und schwächeren Regungen des Mädchens ihr Gegenstück“. Auch hier läßt also der Autor die Hemmung aus demselben Trieb entstehen, gegen den sich der Widerstand richtet — eine Unmöglichkeit. Daß die Verachtung des Weibes als eine „nahezu normale Erscheinung in der Pubertätszeit des Mannes“ gefunden wird, entspricht keineswegs meiner und anderer Erfahrung. Hier steht eben Beobachtung gegen Beobachtung. Ich konnte bisher in normalen Entwicklungsfällen immer nur konstatieren, daß die narzistisch-homosexuelle Einstellung des noch unreifen Jungen gerade in der Pubertäts-

zeit sich den Mädchen zukehrt. Mir ist ein Fall bekannt, bei dem diese Wandlung scheinbar ganz plötzlich vor sich gegangen ist. Ein Junge hatte während seiner Volksschulzeit nur mit Kameraden verkehrt und die Mädels als minderwertige Geschöpfe verachtet. Eines Morgens — es war beiläufig zu Beginn seiner Pubertät — erzählte er seinem Vater einen „ihn beschämenden“ Traum. Er sei wie gewöhnlich im Stadtparke spazieren gegangen, aber nicht mit seinen Schulgenossen, sondern — „schrecklich!“ — mit einer Schwester eines Kameraden. Er sei eingehängt gegangen und habe sogar mit ihr „scharmuziert“, ohne sich vor den anderen über diese Entwürdigung seiner Männlichkeit zu schämen. Daß dieser Traum den Durchbruch der normalen Libido auf das Weib bedeutete, war klar. Und wirklich hat der Junge von diesem Tage an auch in der Realität mit Mädels „scharmuziert“, und zwar reichlich, ohne sich zu schämen.

Das ist die gesunde Entwicklung. Wenn hingegen gerade zur Zeit der Reifung der Geschlechtsorgane, die sich nunmehr heterosexuell betätigen sollen, wenn gerade in diesem entscheidenden Wendepunkte eine „Verachtung des Weibes“ beobachtet wird, dann würde ich mich nicht entschließen, dies, wie es der Autor tut, „eine normale Erscheinung in der männlichen Pubertätszeit“ zu nennen.

Bleuler bespricht nun die verschiedenen, durch Religion, Sitte und Ethik bedingten Formen der Sexualwiderstände, die angefangen von den kirchlichen Geboten der Keuschheit alle denkbaren Variationen der Askese bis zur Verübung der Selbstkastration zeigen. Besonderes Gewicht wird immer wieder auf die Tatsache gelegt, daß der Widerstand gegen die Sexualität unverhältnismäßig intensiver ist, als die gegen die anderen Triebe gerichteten Hemmungen.

Die Existenz alles Lebens beruht nach Bleuler auf dem Gleichgewichte entgegengesetzter Kräfte. „Je mehr wir in die physiologische Chemie Einsicht bekommen, um so deutlicher zeigt sich dieses Prinzip. Das nämliche ist der Fall bei der Regulierung der Motilität und schließlich auch bei unserer Psyche. Es muß also Hemmungen des Sexualtriebes geben, sehen wir aber genauer zu, so gehen diese weit über das hinaus, was man nach diesem Prinzip von Hemmungen zu erwarten hat.“

Die nun folgende Besprechung der Wirkung des weiblichen Sexualwiderstandes als Anlockungsmittel wurde schon früher der Kritik unterzogen, und zwar nicht als Tatsache, sondern als nicht in den Bereich einer psychoanalytischen Untersuchung gehörend, abgelehnt. Ähnliches gilt von der Keuschheitsschranke, die der Autor hauptsächlich aus dem Eigentumsbestreben des Mannes ableitet.

„Der Trieb nach alleinigem Besitze des Sexualobjektes bedingt den Begriff und die Wertschätzung der Keuschheit im Sinne der Beschränkung der sexuellen Verkehres auf eine Person. Von hier bis zur hohen Einschätzung des ersten Besitzes, d. h. der Unberührtheit in der Vergangenheit ist ein kleiner und selbstverständlicher Schritt. Ob dabei die Idee der Jugend, des Frische, die aus begreiflichen Gründen anlocken muß, mitspielt, muß ich offen lassen.“

Also auch hier handelt es sich um keinen ehrlich gefühlten Sexualwiderstand, sondern bloß um Verzichtleistungen auf sexuelle Betätigung und dies nur aus dem Grunde, weil nicht sie, sondern weil er es so will. Von dieser Form weiblicher Keuschheit bis zum mittelalterlichen Keuschheitsgürtel ist nur ein Schritt, und auch der wäre für die Psychoanalyse von keiner besonderen Bedeutung.

Der folgende Abschnitt behandelt die Inzestschranke, die vom Autor auf biologischer Grundlage aufgebaut wird. Referent möchte zwar nicht annehmen, daß die Urmenschen, deshalb, weil sie mit der im Inzest erzeugten Nachkommenschaft schlechte Erfahrungen gemacht hatten, die Inzestschranke auftrieten und somit die Rolle prähistorischer Eugeniker erfolgreich durchführten.

Aber die von Bleuler hervorgehobene Tatsache, daß die ganze organische Natur auf Vermischung aufgebaut ist, darf doch nicht übersehen werden. Für die Pflanzen und niederen Tiere scheint hier wirklich der Kampf der ganzen Art ums Dasein eine entscheidende Rolle zu spielen. Für den Menschen aber kann das keine Geltung haben, denn der Mensch nimmt eine Ausnahmestellung bezüglich des Sexualtriebes ein. Während nämlich bei anderen Lebewesen eine periodische Brunstzeit die Sexualbetätigung reguliert, hat der Mensch, wie Bleuler sich ausdrückt, „keine Brunstzeit“. Ich glaube, es wäre richtiger zu sagen, daß der Mensch immer, während seines ganzen geschlechtreifen Lebens, Brunstzeit hat.

Er allein kann diesen Zustand ertragen, dank seiner Gehirnentwicklung, jede andere Tierart würde durch Vernachlässigung der Gebote des Selbsterhaltungstriebes zu Grunde gehen müssen. Nach einem Worte Professor Freuds begann in jenem Moment, als der Urmensch die Periodizität der Brunstzeit verlor die Entwicklung der Kultur, deren wichtigste Aufgabe es gewesen sein mußte, die jederzeit mögliche Sexualbetätigung zu Gunsten des Selbsterhaltungstriebes zu zügeln. Wie die Urmenschen bei dieser beständigen Intellektarbeit an den sexuellen Vorschriften unter anderem auch auf das Inzestverbot kommen mußten, hat Freud in seiner Arbeit über Abhandlungen „über einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker“ („Imago“, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften)¹⁾ mit einer beinahe überzeugenden Wahrscheinlichkeit dargelegt, allerdings nur für jene Leser, die bezüglich prähistorischer Ereignisse nicht auch genaue Angabe von Ort und Jahr verlangen.

Professor Bleuler bespricht in den nachfolgenden Absätzen die assoziativen und affektiven Verbindungen zwischen den Ideen des Todes und der Fortpflanzung und deren Verwendung in den Individualphantasien sowie in Mythologie und in Märchenbildungen.

Die Identifikation des Sexualgenusses mit Sünde ist nach der wohl berechtigten Ansicht des Autors um so wichtiger, als sehr häufig die Onanie die Sünde par excellence ist. Der Kampf gegen die Onanie wird auf den Geschlechtstrieb überhaupt ausgedehnt, und darin sieht Bleuler das Wesentliche an der allgemeinen Sexualhemmung.

Daß „dieser erste Versuch zur Erklärung des Sexualwiderstandes unvollständig“ sein dürfte, gibt der Autor selbst zu. Aber man könnte eine Vertiefung des Problems wagen.

Es scheint nämlich auf Grund psychoanalytischer Erfahrung mit immer größerer Wahrscheinlichkeit die Vermutung berechtigt, daß hinter den phantasierten Liebesobjekten des Onanieaktes und der Pollutionen Personen verhüllt sind, die in den Bereich der Inzestschranke fallen. Wenn also Onanie zugleich ein Inzestverbrechen bedeutet, dann wird zu dem Schuldgeföhle der Sünde auch noch vom Ödipuskomplex her ein mächtiger Beitrag geleistet, der die Verallgemeinerung des Sexualwiderstandes von der Onanie aus auf alle anderen Geschlechtsbetätigungen unserem Verständnis näher rücken könnte.

Dr. R. Reitler (Wien).

¹⁾ Als Sonderabdruck unter dem Titel „Totem und Tabu“ im Verlage von Hugo Heller, Wien, in Buchform erschienen.

C. G. Jung, Versuch einer Darstellung der psychoanalytischen Theorie. Neun Vorlesungen, gehalten in New-York im September 1912. Jahrb. f. psychoanalyt. Forsch., Bd. V. Buchausgabe: Wien, F. Deuticke 1913.

Der Titel dieser neuesten Arbeit Jungs und die Vorrede der Buchausgabe erregen in dem Leser die Erwartung, eine Darstellung der Theorien Freuds und seiner Schule zu finden. Der Autor will — wie er uns sagt — zu den bisherigen Anschauungen auf Grund seiner eigenen Erfahrungen Stellung nehmen, will durch eine „bescheidene und maßvolle Kritik“ die psychoanalytische Bewegung fördern und den Formulierungen Freuds seine eigenen gegenüberstellen, soweit sie ihm den beobachteten Tatsachen besser gerecht zu werden scheinen.

Würde die Schrift inhaltlich diesem Programm entsprechen, so wäre sie als eine Bereicherung unserer Literatur zu begrüßen. Eine kurze und klare Einführung in das Studienggebiet der Psychoanalyse wäre uns erwünscht; nicht minder aber sind wir dankbar für jede sachliche Kritik. Daß es geteilte Meinungen in der psychoanalytischen Schule gibt, brauchen wir nicht zu verhehlen; haben doch die „Diskussionen des Wiener psychoanalytischen Vereins“ den Streit der Meinungen in unserem Lager dem Forum der Öffentlichkeit unterbreitet.

Allein die Dinge liegen anders. Der Kritiker kann sich in diesem Falle nicht damit begnügen, des Autors Ansichten wiederzugeben und zu beurteilen; es erwächst ihm außerdem die ungewohnte und nicht eben erfreuliche Aufgabe, nachzuweisen, daß Jung den Lehren Freuds eine in tatsächlicher Hinsicht gänzlich unrichtige Darstellung zu teil werden läßt.

Bevor ich mich dem Detail dieser beiden Aufgaben zuwende, muß ich einige allgemeine Eigenschaften der Jungschen Arbeit hervorheben, die mit den Vorzügen seiner früheren Schriften auffällig kontrastieren. Wie schon die „Wandlungen und Symbole der Libido“, enthält sie eine ganze Anzahl innerer Widersprüche, so daß der Leser über das gleiche Thema an zwei Stellen in entgegengesetzter Weise unterrichtet wird. Mancherorts ist die Darstellung so unklar, daß man dem Gedankengange kaum zu folgen vermag. Bestimmte Lehrsätze werden vom Autor lediglich dekretiert, ohne daß ein hinreichender Beweis hinzugefügt wird. Auffällig ist ferner, wie Jung mehrfach seine Grundsätze wissenschaftlicher Forschung und Kritik verkündet, um selber in der gleichen Arbeit gegen sie in der krasssten Weise zu verstoßen. Diese allgemeinen Mängel der Schrift müssen dem kritischen Leser zum Anlaß werden, den speziellen Ausführungen des Autors mit großer Skepsis gegenüber zu treten.

Ich wende mich zunächst zu den Ausführungen Jungs über Sexualtheorie und infantile Sexualität.

Jung verteidigt die Erweiterung des Sexualbegriffs, zu welcher Freud sich genötigt sah, in einer anfechtbaren Weise: die psychoanalytische Schule meine mit Sexualität den Trieb der Arterhaltung (Seite 16).¹⁾ Nur im Vorübergehen sei hier bemerkt, daß der „Trieb der Arterhaltung“ nichts ist als eine teleologische Fiktion. Die Triebe des Individuums, und keineswegs nur der Sexualtrieb, dienen indirekt auch der Arterhaltung; mehr von ihnen in dieser Hinsicht auszusagen, sind wir nicht berechtigt. Ferner liegt es auf der Hand, daß gewisse Manifestationen des Sexualtriebes keinerlei arterhaltende Tendenz in sich tragen; man denke nur an die Homosexualität.

¹⁾ Die Seitenzahlen bei den Zitaten beziehen sich auf die Buchausgabe.

Faktisch aber hat Freud den Sexualbegriff gerade nach der entgegengesetzten Richtung erweitert: die infantile Sexualität in seinem Sinne strebt lediglich nach Lustgewinnung; die Sublimierungen des Sexualtriebes und die neurotischen Symptome sind nach Freud Derivate des Geschlechtstriebes, die mit der Arterhaltung entweder nur indirekt oder gar nichts zu schaffen haben.

Jung gesteht dann Freud ausdrücklich das Recht zu, die „andeutenden und vorbereitenden Phänomene“ der Kinderzeit als sexuell zu bezeichnen; nur „gewissen Konklusionen“ möchte er sich nicht anschließen (Seite 16). „Freud ist geneigt, auch im Akte des Saugens an der mütterlichen Brust eine Art sexuellen Aktes zu erblicken. Diese Ansicht hat Freud schwere Vorwürfe eingetragener, sie ist aber, wie wir gestehen müssen, sehr sinnreich, wenn wir mit Freud annehmen, daß der Trieb zur Arterhaltung, d. h. also die Sexualität gewissermaßen abgetrennt vom Selbsterhaltungstrieb, d. h. der Ernährungsfunktion existiere und so auch eine besondere Entwicklung ab ovo durchlaufe. Diese Denkweise scheint mir aber biologisch nicht zulässig zu sein.“ (Seite 16—17.)

Die zitierten Sätze würden uns nicht in Erstaunen setzen, fänden wir sie in der Kritik eines Gegners, der sich mit Freuds Schriften nicht genügend vertraut gemacht hat. Denn sie enthalten eine nach zwei Richtungen hin fälschliche Darstellung, wie man sie von Jung nicht erwarten sollte. Erstens: Freud sieht im Saugeakt selbstverständlich einen Ernährungsakt, welcher jedoch gleichzeitig zur lustvollen Reizung des Mundes (als erogene Zone) Anlaß gibt. Was Jung zitiert, deckt sich mit Freuds Ansicht von der Bedeutung des Lutschens des Kindes. Zweitens: Freud nimmt selbst eine ursprüngliche Vergesellschaftung und eine erst sekundäre Trennung beider Triebe an.¹⁾

Nachdem Jung den ersten Schlag gegen die infantile Sexualität mit sehr fragwürdigen Argumenten geführt hat, holt er zu einem zweiten aus. Auf Seite 17 erscheint in Sperrdruck die Proklamation: „Diese Zeit“, d. h. die früheste Kindheit, ist durch das Fehlen sexueller Funktionen gekennzeichnet. So steht es plötzlich da, nur wenige Zeilen entfernt von dem Zugeständnis, das man der Sexualterminologie Freuds nichts vorwerfen könne, „indem sie konsequent alle Vorstufen der Sexualität mit Recht als sexuell bezeichnet.“²⁾ Jung begnügt

¹⁾ Ich zitiere wörtlich (Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Seite 37):

„Es ist ferner deutlich, daß die Handlung des lutschenden Kindes durch das Suchen nach einer — bereits erlebten und nun erinnerten Lust bestimmt wird . . . Es ist auch leicht zu erraten, bei welchen Anlässen das Kind die ersten Erfahrungen dieser Lust gemacht hat, die es nun zu erneuern strebt. Die erste und lebenswichtigste Tätigkeit des Kindes, das Saugen an der Mutterbrust . . . muß es bereits mit dieser Lust vertraut gemacht haben. Wir würden sagen, die Lippen des Kindes haben sich benommen wie eine erogene Zone, und die Reizung durch den warmen Milchstrom war wohl die Ursache der Lustempfindung. Anfangs war wohl die Befriedigung der erogenen Zone mit der Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses vergesellschaftet. Wer ein Kind gesättigt von der Brust zurücksinken sieht, mit geröteten Wangen und seeligem Lächeln in Schlaf verfallen, der wird sich sagen müssen, daß dieses Bild auch für den Ausdruck der sexuellen Befriedigung im späteren Leben maßgebend bleibt.“

Nun wird das Bedürfnis nach Wiederholung der sexuellen Befriedigung von dem Bedürfnis nach Nahrungsaufnahme getrennt.“

Jung behauptet übrigens weiter, Freud leite von der Ähnlichkeit, die zwischen der Erregung und Befriedigung beim Saugeakt und den analogen Erscheinungen beim Sexualakt bestehe, die sexuelle Qualität des Saugeaktes her! Ich überlasse es dem Leser, die Richtigkeit dieser Darstellung an der Hand vorstehenden Zitates zu prüfen.

²⁾ Vom Ref. in Sperrdruck gesetzt.

sich mit einigen allgemeinen biologischen Belegen für seine Ansicht; über eine eigentliche Beweisführung setzt er sich hinweg.

Mit neuem Erstaunen vernimmt man aber auf Seite 18, daß dem Lutschen des Säuglings „schon viel eher“ sexuelle Qualität zugesprochen werden dürfe, als dem Saugakt. Nichts anderes war ja von Freud behauptet worden! Jungs unbestimmte Ausdrucksweise, hängt innig mit der Schwäche seiner Beweisführung zusammen; sie wird uns noch öfter wieder begegnen. Aus der schwierigen Lage, in die er sich gebracht hat, zieht er sich mit sehr schwachen Argumenten heraus und entscheidet („beweist“ wäre zu viel gesagt), daß das Lutschen nicht Sexuellust, sondern „Ernährungslust“ sei.

Doch es kommt noch besser! Jung erkennt plötzlich, indem er von der Masturbation ausgehend, die Entwicklung zu den frühkindlichen „Unarten“ (Nägelkaugen etc.) und endlich zum Lutschen rückwärts verfolgt, alle diese Erscheinungen als Vorstufen der Masturbation und damit als sexuell an (Seite 18); nur bezüglich des Lutschens drückt er sich in einem späteren Satz wieder reservierter aus.

Was heißt das anderes, als in den klaren und vorsichtigen Aufstellungen Freuds eine heillose Verwirrung anrichten? Keinem Leser ist es möglich, aus dem widerspruchsvollen Ausführungen die eigentliche Meinung des Autors zu entnehmen. Jung aber, der es auf Seite 8 für ungerecht erklärt hat, „einem Geiste, wie Freud, plumpe Lehrlingsfehler zuzumuten“, wirft — gänzlich blind für die Mängel seiner eigenen Beweisführung — auf Seite 18 seinem „verehrten Lehrer“ den groben logischen Fehler der *petitio principii* vor. Oder er argumentiert mit Sätzen wie: „Lustgewinnung ist keineswegs identisch mit Sexualität“. Bisher hatten wir derartige Einwände nur von Gegnern gehört, die damit etwas zu widerlegen meinten, was Freud behauptet haben sollte.

Einige weitere Willkürlichkeiten Jungs in seinen Ausführungen über die frühesten Sexualäußerungen übergehe ich und komme zu seiner Kritik der „polymorph perversen“ Anlage des Kindes.

Die einschlägigen Anschauungen Freuds (Erogene Zonen, Partialtriebe) finden eine höchst mangelhafte Wiedergabe, aus der sich niemand eine wirkliche Orientierung zu holen vermag. Jung gibt dann folgendes Resumé:

„Nach dieser Betrachtungsweise setzte sich also die spätere normale und monomorphe Sexualität aus verschiedenen Komponenten zusammen. Zuerst zerfällt sie in eine homo- und eine heterosexuelle Komponente, dann gesellt sich dazu eine autoerotische Komponente, dann die verschiedenen erogenen Zonen usw.“

So viele Worte, so viele Unrichtigkeiten! Jung vernachlässigt in seiner Darstellung vollkommen, daß es sich um Entwicklungsstadien handelt. Freud hat die frühesten Äußerungen der Libido autoerotisch (objektlos) genannt, und hat ausgeführt, wie die Libido sich mehr und mehr, aber nie absolut, von den erogenen Zonen, an die sie zuerst gebunden ist, frei macht, wie die ursprünglich autonomen erogenen Zonen sich dem Primat der Genitalzone unterordnen, und wie auf diesem Wege die „normale“ Sexualität des Erwachsenen entsteht; vor allem hat Freud auch den Prozeß der Objektfindung eingehend gewürdigt. Unter Weglassung alles Wesentlichen gibt Jung nur die verkehrte Darstellung, daß nach Freud die Sexualität „zuerst“ (sic!) in eine homosexuelle und heterosexuelle Komponente „zerfalle“. Freud spricht übrigens überhaupt nicht von einer autoerotischen Kompo-

nente; noch weniger sagt er aus, daß sie sich früheren Formen der Sexualität „hinzugeselle“. Jung stellt hier die Ansichten Freuds geradezu auf den Kopf.

Jung gibt seinen Lesern ein durchaus unrichtiges Bild, wenn er behauptet, Freud habe die Sexualität künstlich zerspalten. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Freud hat eine große Zahl von Erscheinungen, die früher völlig unverstanden waren, unter dem Gesichtspunkt der Sexualität vereinigt. Er hat durch die Erforschung der infantilen Sexualität zwischen dem Triebleben des Kindes und dem des Erwachsenen eine Kontinuität hergestellt, die vorher fehlte. Er hat nachgewiesen, daß vielerlei Triebregungen, die in unvereinbarem Gegensatz zu einander zu stehen schienen, tatsächlich einander ergänzen und sich zur Einheit zusammenschließen. Kurz, er hat die großen, vereinigenden Gesichtspunkte in die Sexualtheorie und Neurosenlehre erst eingeführt.

Ferner hat niemand die Transformationsfähigkeit der Libido je in dem Maße gewürdigt wie Freud. Man denke nur an seine Theorie von der Entstehung neurotischer Symptome, an seine Lehre von der Sublimierung und Reaktionsbildung, an seine Termini: Objektbesetzung und Zurückziehung der Libido vom Objekt usw. Doch er muß es sich gefallen lassen, daß Jung ihm vorwirft, die Libido in feste, starre Komponenten zerlegt zu haben. Jungs Präntentionen gehen an dieser Stelle derart über das berechnete Maß hinaus, daß ein entschiedener Protest am Platze ist. Nicht nur, daß er die Einführung einigender Gesichtspunkte in die Psychologie sich selbst zuschreibt; er vergleicht dieses sein Werk sogar mit der Einführung des Energie-Begriffes in die Physik — als ob die energetische Auffassung der Psychoanalyse bisher völlig fremd gewesen wäre. Neu ist in Wirklichkeit nur ein bedenklicher Fehler: die Vermengung psychologischer, biologischer und physikalischer Gesichtspunkte.¹⁾ Jung aber fordert: Sowie in der Physik die Optik, Mechanik etc. ihre Selbstständigkeit eingebüßt hätten, so müsse es auch mit den „festen“ Sexualkomponenten geschehen. Freuds „Partialtriebe“ seien den „Seelenvermögen“ der älteren Philosophie an die Seite zu stellen.

Was setzt nun Jung an Stelle dessen, was er beseitigt? Seinen gänzlich vagen Libidobegriff und die „Anwendungsmöglichkeiten“ der Libido.

Auf eine Kritik des Jungschen Libido-Begriffs brauche ich hier nicht einzugehen, sondern verweise nur auf Ferenczis treffende Ausführungen in Nr. 4 des I. Jahrgangs dieser Zeitschrift, denen ich nur gewisse Ergänzungen hinzufügen werde.

Was aber die „Anwendungsmöglichkeiten“ der Libido betrifft — die ja übrigens längst Gemeingut der Psychoanalyse waren — so entbindet deren Feststellung nicht von der Aufgabe, die „Möglichkeiten“ zu erklären. Freud hat sich hier auf Beobachtungen, auf biologische Tatsachen gestützt, unter denen ich nur die Bisexualität als Beispiel erwähnen will. Die Verdrängung erklärt dann weiter die Herrschaft einer Gattung von Triebregungen im Bewußtsein, während die entgegengesetzten ins Unbewußte verdrängt sind. Jung begnügt sich dagegen mit Worten, die uns nichts bedeuten können. Aus einem von ihm kurz wiedergegebenen Krankheitsfall zitiere ich: „Die Enttäuschung trieb seine (des Patienten) Libido von der heterosexuellen Anwendungsweise weg, so daß sie wieder in die homosexuelle Form geriet“. Jungs Ausdrucksweise ist hier wieder äußerst unklar. Was soll man sich unter der

¹⁾ Wie vorsichtig Freud im Gegensatz zu Jung nach dieser Richtung verfährt, zeigt neuestens sein Artikel über „das Interesse an der Psychoanalyse.“ (In „Scientia“, 1913).

„homosexuellen Form“ vorstellen? Vor allem aber sollte der Autor, der mit solchen Worten umspringt, eine Erklärung geben, woher denn die Libido die Fähigkeit hat, andere „Formen“ zu wählen. Es ist zu betonen, daß Freud in seinen „Drei Abhandlungen“ gerade zuerst das biologische Fundament herstellt, um seine Sexualtheorie darauf aufzubauen. Jung dagegen führt seinen Libido-Begriff, d. h. eine philosophische Konstruktion ein und legt die Tatsachen im Sinne dieser Theorie aus.

Wie vage Jungs Begriff von der Libido und deren „Anwendungsmöglichkeiten“ ist, illustriert eine spätere Stelle der Schrift (Seite 79). In einem Beispiel führt Jung dort aus: Ein Bergsteiger, der eine ersehnte Bergspitze nicht zu erklimmen vermochte, werde fortan „seine Libido zu nützlicher Selbstkritik verwenden“. Wie der Alpinist das macht, fügt Jung leider nicht hinzu. Wenn er es aber weiß, so möchte man wünschen, daß er selbst in Zukunft von dieser Anwendungsmöglichkeit der Libido ausgiebigen Gebrauch mache.

Die „polymorph-perverse Anlage“ des Kindes kann Jung nicht wegleugnen. Er drückt sich aber zu diesem Thema sehr gewunden und schwankend aus (Seite 25 f). Einmal fallen jene Äußerungen im Kindesalter sehr in die Augen, sind sogar reichhaltiger als beim Erwachsenen, dann wieder handelt es sich nur um „Andeutungen“. Von diesen Andeutungen aber sagt Jung, daß sie „noch ganz den Charakter der kindlichen, unschuldigen und harmlosen Naivität tragen.“¹⁾

Diese „Harmlosigkeit“ des Kindes betont Jung immer von neuem; ja er setzt später hinzu, das Kind sei planmäßiger Absichten nicht fähig! (Seite 63).

Jung setzt sich damit nicht bloß über seine früher geäußerten Ansichten hinweg (was ja selbstverständlich jedem freisteht), sondern er mißachtet Tatsachen, die er früher selbst publiziert hat. Was aber will er mit dem beständigen Hervorheben der kindlichen „Harmlosigkeit“ sagen?

Es ist eines der großen Verdienste Freuds, die ethische Bewertung der kindlichen Triebregungen aus der Psychologie beseitigt zu haben. Diese Regungen sind für den Psychoanalytiker Naturerscheinungen, die er beobachtet, und die er zu verstehen sucht. Sie sind ebenso wenig harmlos wie etwa böse zu nennen. Konsequenz hat Freud auch die Amoralität des Unbewußten angenommen. Denn den Grundstock des Unbewußten bilden ja nach unserer Anschauung die verdrängten kindlichen (primitiven) Triebregungen. Jung bahnt einen bedenklichen wissenschaftlichen Rückschritt an, indem er seinen Lesern immer wieder die Harmlosigkeit der kindlichen Triebe versichert. Schlimmer freilich ist es, daß er hernach dem Unbewußten sogar moralische Tendenzen zuschreibt.

Die von Jung aufgestellten drei Stadien der Libido-Entwicklung sind von Ferenczi bereits kritisiert worden. Ich gehe, unter Bezugnahme auf Ferenczis Ausführungen, sogleich zu weiteren Behauptungen Jungs über, die in den „Wandlungen“ noch nicht in gleicher Weise enthalten waren, und die doch Jungs Vorgehen gegen die Freudsche Lehre vortrefflich charakterisieren.

Ganz unrichtig ist Jungs Behauptung, Freud erkläre den Unterschied zwischen kindlicher und reifer Sexualität „aus dem Diminutiv des Infantilen“.

Weiterhin sucht Jung (Seite 38—39) den ursprünglichen Polymorphismus der Sexualität daraus zu erklären, daß Ernährungslibido vom Munde aus in andere Bahnen überwandere. Er meint, ein beträchtlicher Teil der Hungerlibido setze sich in Sexuallibido um.

Der Versuch, den Mund allein zum Ausgangspunkt dieser — völlig hypothetischen — Libido-Wanderung zu machen, zeigt die ganze Einseitigkeit

¹⁾ Sperrdruck vom Ref.

der Jungschen Ideen. Jung vernachlässigt die übrigen erogenen Zonen (mit Ausnahme des Mundes) vollständig, und dies ist sicher einer der größten wissenschaftlichen Rückschritte. Aber handelt es sich denn nur um körperliche Erscheinungen der Libido? Wie will Jung denn z. B. die sexuelle Neugierde und die Exhibitionslust des Kindes erklären?

Eine der angreifbarsten Partien der Jungschen Arbeit ist die den „Ödipus-Komplex“ behandelnde. Die Ausführungen (Seite 62 f) leiden an großer Unklarheit. Vergebens sucht man aus den vagen Ausdrücken etwas Bestimmtes zu entnehmen. Der Grund dieser Unklarheit ist leicht genug zu erkennen. Er liegt in der Vernachlässigung der Verdrängung und des Unbewußten. Das Wort „Verdrängung“ kommt zwar hin und wieder in Jungs Schrift vor, aber stets wird es in einer ganz unbestimmten Weise angewandt; es hat eben seinen Inhalt verloren. Das Unbewußte gibt in dieser „Darstellung“ der Psychoanalyse ebenfalls nur gelegentliche Gastrollen. Nirgends finden wir eine klare Stellungnahme zu den fundamentalen Problemen des Unbewußten. Jung stellt unvermittelt gewisse Behauptungen auf, wie etwa: „Im Unbewußten des Kindes vereinfachen sich die Phantasien beträchtlich“, oder: „Im Unbewußten gewinnen diese Wünsche und Absichten eine konkretere und drastischere Form“. Aber er bleibt jede Erklärung des Unbewußten und der unbewußten Phänomene schuldig.

Daß Jung in der Ödipus-Einstellung nur ein Symbol erblickt, und den inzestuösen Regungen jede reale Bedeutung abspricht, ist schon aus dem II. Teil seiner „Wandlungen und Symbole der Libido“ bekannt; ich beziehe mich hier wieder auf Ferenczis Kritik. Nirgends wird es so klar wie an dieser Stelle des Buches, daß Jung sich auf dem Rückweg von der Psychoanalyse zur Oberflächen-Psychologie befindet. Dafür nur ein Beispiel. Wir finden auf Seite 63 die Behauptung, im frühen Alter habe die Mutter für das Kind „natürlich keinerlei irgendwie nennenswerte Sexualbedeutung“. Es ist noch nicht gar lange — ich verweise auf den ersten Teil seiner „Wandlungen“ — daß Jung das Gegenteil des nunmehr Ausgesagten ebenso natürlich fand. Zum Beweise seines jetzigen Lehrsatzes beruft sich der Psychoanalytiker Jung aber auf eine amerikanische Ärztin, die von Kindern durch eine Umfrage erfuhr, daß die Mutter gern als diejenige definiert wird, die das Essen gibt! Also nachdem Jung — wie er in der Einleitung des Buches bemerkt — zehn Jahre lang Psychoanalyse betrieben hat, genügen ihm plötzlich Angaben der Kinder, die nichts anderes enthalten können, als nur das Bewußte und Konventionelle! Wozu dann noch die mühsamen Psychoanalysen? Jung bemerkt es nicht im geringsten, daß er auf diese Weise in die nächste Nachbarschaft der psychologischen Sammelforscher (wie W. Stern u. a.) gerät.

Jung benutzt diese Gelegenheit, um nochmals auf die Bedeutung der Ernährungslust hinzuweisen. Dabei versteigt er sich zu folgenden Sätzen: „Die großen Schmausereien des dekadenten Rom beruhten meinerwegen auf allem anderen, nur nicht auf verdrängter Sexualität, denn diese konnte man den damaligen Römern am wenigsten vorwerfen. Daß auch diese Exzesse ein Ersatz waren, ist nicht zu bezweifeln, aber nicht für die Sexualität, sondern für die vernachlässigten moralischen Funktionen . . .“.

Bei dem unkundigen Leser muß hier der Eindruck entstehen, als habe Freud — dem man freilich keine logischen Lehrlingsfehler zuschreiben wollte! — einmal solch handgreiflichen Unsinn behauptet. Wer aber jemals in Freuds Schriften irgend eine Stelle las, die sich mit kulturhistorischen Fragen beschäftigte, der wird sich erinnern, daß dort ein anderer Geist weht. Jungs oben zitierte Bemerkung fällt somit in ihrer ganzen Plathheit ohne weiteres auf ihren Urheber zurück.

Für das Ausbleiben des Inzestes in der Kulturmenschheit gibt Jung die höchst unzulängliche Begründung, daß das Alltägliche seinen Reiz für den Menschen verliere. Alle kulturhistorischen Tatsachen und nicht minder die individual-psychologischen geben dieser Anschauung Unrecht.

Die „Ödipus-Phantasie“ bildet sich nach Jung „mit wachsender Reifung“ aus und tritt in der „Nachpubertätszeit“ „mit der nunmehr erfolgten Abtrennung von den Eltern in ein neues Stadium“, dessen Symbol das in den „Wandlungen“ ausführlich behandelte „Opfer“ ist. Nach Jung erscheint in dieser Zeit die unbewußte Phantasie des Opfers, d. h. der Vorsatz zum „Aufgeben der Infantilwünsche“.

Vergeblich suchen wir nach einer Erklärung dieses Phänomens. Das Unbewußte hat moralische Tendenzen erhalten, es opfert. Alle bisherigen Erfahrungen, von denen Jung keine widerlegt, zeigten uns die Amoralität des Unbewußten, das rücksichtslos-egoistische Drängen der ins Unbewußte versunkenen Triebe. Freuds Lehre schuf neben der Verdrängung den wertvollen Begriff der Sublimierung. Durch diesen letzteren Prozeß wird es den verdrängten, vorher unsozialen Triebregungen ermöglicht, in verwandelter, d. h. sozial verwertbarer Form ins Bewußtsein zurückzukehren. Jungs „Darstellung“ würdigt diesen Vorgang überhaupt keiner Erwähnung. In Jungs Ausführungen ist das Unbewußte, wie schon oben gesagt, etwas völlig Unbestimmtes; aber nicht nur das. Indem es in einem bestimmten Lebensalter plötzlich eine Phantasie produziert, der Jung mit dem Namen „Opfer“ eine ausgesprochen religiöse Färbung gibt, wird dieses Unbewußte zu einer Art von mystischem Urgrund. An dieser Stelle hört Jung faktisch auf, Psychoanalytiker zu sein, und wird Theologe.

Einen weiteren Rückfall in die Oberflächenpsychologie muß ich darin erblicken, daß Jung zwischen den seelischen Konflikten des Kindes und denen des Erwachsenen eine scharfe Grenze zu ziehen sucht (Seite 67—68). Ich zitiere: „Jene Fälle, die schon seit Kindheit an einer chronischen Neurose leiden, leiden nicht mehr am selben Konflikt wie in der Kindheit. Die Neurose brach vielleicht aus, als das Kind zur Schule mußte. Damals war es der Konflikt zwischen verwöhnter Zärtlichkeit und Lebenspflicht, d. h. zwischen der Liebe zu den Eltern und dem Zwang zur Schule. Heute ist es der Konflikt zwischen den Freuden einer bequemen bürgerlichen Existenz und den rigorosen Anforderungen des Berufslebens. Es scheint nur, als ob es noch derselbe frühere Konflikt wäre“. Leider vergißt Jung hier, den Unterschied wirklich zu präzisieren. Daß der erwachsene Neurotiker, der der Schule entwachsen ist, durch eine Neurose sich nicht mehr der Schule entzieht, ist eine banale Selbstverständlichkeit. Der Konflikt hat also höchstens sein äußeres Gewand gewechselt. Freuds Verdienst ist es gerade, in den verschiedensten Metamorphosen die gleichen Konflikte wiedererkannt zu haben. Jungs Auffassung ist hier so reaktionär wie die der „oppositionellen“ Kritiker, über die er sich in der Einleitung der Schrift so erhaben dünkte.

Die Einwände Jungs gegen die Bedeutung der Inzestwünsche als Kernkomplex der Neurose waren teilweise längst zurückgewiesen, ehe Jung sie erhob. Im Übrigen hat Ferenczi bereits zu dieser Frage Stellung genommen. Ich gehe daher auf Jungs Ansicht betreffend die rein regressive Bedeutung dieses Phänomens nicht ein. Nur einer von Jungs Einwänden mag hier herausgegriffen werden. Die Ödipusphantasie könne, so meint Jung, nicht pathogen sein, weil sie allgemein menschlich sei; sie bedürfe, um pathogen zu werden, erst „einer besonderen Aktivierung“. Die tatsächliche Stellungnahme der Psychoanalyse zu dieser Frage ist zu bekannt, als daß es

sich lohnte, sie hier auseinander zu setzen! Ich habe diesen Einwand Jungs auch nicht hierher gesetzt, um ihn zu widerlegen, sondern nur darum, weil er geeignet ist, die innere Haltlosigkeit der Beweisführung Jungs klar zu stellen. Jung erklärt (Seite 116), der Inzestkomplex werde „wiederbelebt“ durch die Bequemlichkeit des Menschen, die ihn vor Anpassungsleistungen zurückschrecken lasse. Er muß aber an gleicher Stelle die „Bequemlichkeit“ als allgemein menschlich bezeichnen! Damit führt Jung sich selbst ad absurdum. Er versprach, an Stelle der zu allgemeinen Ursache der inzestuösen Einstellung eine spezifische zu geben, und dann verfällt er auf die „Trägheit“, bekanntlich die allgemeinste Eigenschaft der Materie überhaupt!

Besonders scharf wendet sich Jung gegen den Begriff der „Latenzzeit“; nirgends sind in Wirklichkeit seine Angriffe weniger berechtigt als hier. Freud hat (Seite 35 der „Drei Abhandlungen“) die „hypothetische Natur und die mangelhafte Klarheit unserer Einsichten in die Vorgänge der kindlichen Latenz- oder Aufschubperiode“ ausdrücklich zugestanden. Jung, der auf Seite 19 erklärt, Theorien seien nur Vorschläge, wie man Dinge betrachten könne, verliert diesen seinen Grundsatz gegenüber dieser Theorie Freuds ganz aus den Augen. Freud sah sich, übrigens in Anlehnung an Fließ, genötigt, eine Latenzperiode anzunehmen und hat ihr — was Jung ganz verschweigt — die wichtige Aufgabe zugewiesen, Hemmungen gegen die primitiven Triebe auszubilden. Freud hat ferner betont, daß Äußerungen der Libido in der Latenzzeit keineswegs fehlen, und sie als „Durchbrüche“ bezeichnet. Danach ist also auch Jungs Vergleich mit der Blume, die sich in eine Knospe zurückverwandelt, hinfällig. Die inneren Widersprüche sind übrigens gerade in diesem Teil der Jungschen Arbeit besonders in die Augen springend.

Jung erhebt Widerspruch gegen Freuds Auffassung der infantilen und neurotischen Amnesie, welche letztere nach Freud dem Vorbild der kindlichen Amnesie folgt. Jung findet hier einen schroffen Gegensatz und erklärt den Ausdruck „Amnesie“ für die frühe Kindheit für „absolut unrichtig“. Die von Jung gegebene Unterscheidung beider Phänomene (ich verweise auf Seite 73) entspricht aber den Beobachtungen an Kindern und Neurotikern nicht im geringsten; er stellt hier wieder einmal eine Behauptung aus eigener Machtvollkommenheit auf. Ich brauche zur Widerlegung Jungs nur auf diejenigen Neurosen zu verweisen, in denen die Erinnerungslosigkeit für die erste Kindheit sich nicht wie gewöhnlich bis ins fünfte oder sechste Jahr erstreckt, sondern bis ins elfte Jahr oder noch darüber hinaus. Hier geht die infantile Amnesie in die neurotische unmittelbar über; von einem absoluten Gegensatz zu sprechen, ist darum ganz unstatthaft.

Ich bin hier bei den Fragen der Neurosenlehre angelangt. Hier kann ich mich kürzer fassen, da sich im Grunde nur das gleiche Spiel wiederholt. Freuds Theorie der Hysterie wird in einer ganz mangelhaften Weise dargestellt. Jung verweilt mit größter Ausführlichkeit bei der alten „Traumatheorie“ (die er übrigens fälschlich als eine „Dispositionstheorie“ bezeichnet!). Sodann stellt er dar, wie Freud dazu gelangte, den neurotischen Phantasien eine größere Bedeutung beizulegen. Über die Lehre von der besonderen psychosexuellen Konstitution der Neurotiker, von den verdrängten Wünschen als treibenden Kräften der Neurose, von der Ambivalenz der Gefühlsregungen bei den Neurotikern usw. erfährt der Leser aber kein Sterbenswörtchen. In der Darstellung eines Hysteriefalles führt Jung (Seite 41 f) aus, wie die „alte Theorie“ es sich dachte. Er stellt es hier, und später noch zu wiederholten Malen (vgl. Seite 46, Seite 76 und 77) so dar, als beharre Freud.

noch in der Traumalehre und suche die Ursachen der Neurose lediglich in der Vergangenheit. Dieses Verfahren Jungs ist um so anfechtbarer, als er es vorher den „oppositionellen“ Kritiken ausdrücklich verwiesen hatte.

Die mangelhafte Anpassung des Neurotikers an die Realität, auf die Jung mit Recht so großen Wert legt, ist von Freud (vor allem in dem Aufsatz über die „zwei Prinzipien des psychischen Geschehens“) eingehend gewürdigt worden. Um Spezielleres zu nennen, so hat Freud (cf. „Bruchstück einer Hysterieanalyse“) besonders betont, daß der Neurotiker vor den realen Anforderungen, die an seine Sexualität herantreten, zurückscheut. In der Arbeit über die Zwangsneurose (1909) behandelt er speziell das Ausweichen des Kranken vor jeder Entscheidung. Ganz besonders aber zeigt der Artikel „Neurotische Erkrankungsstypen“ (1912), daß Freud den aktuellen Konflikt im Neurotiker in vollem Maße berücksichtigt. Aber er erkannte, daß dieser nur eine Neuauflage früherer Konflikte sei und betonte darum die Bedeutung der letzteren. Wenn Jung nun den Aktualkonflikt als allein wesentlich für das Verständnis der Neurose bezeichnet, so ist das nicht etwa eine originelle Idee seinerseits, sondern er schlägt nur den Irrweg der nichtanalytischen Neurologie wieder ein, den Freud uns vermeiden gelehrt hatte.

Nachdem Jung die Methode Freuds als rein historisch verworfen hat, kann er nicht umhin zu gestehen, daß Freud „die finale Orientierung der Neurosen in gewissem Maße anerkennt“ (Seite 77). Vielleicht ist dieses das stärkste Stück, das Jung sich in seiner „Darstellung“ der Psychoanalyse geleistet hat. Ist es denn nötig, auf das zu verweisen, was Freud in Wirklichkeit über die Tendenzen der Neurose, über die Symptome als Darstellungsmittel unbewußter Wünsche gelehrt hat? Allerdings hat Freud sich nicht dazu verstiegen, diese Tendenzen der Neurose mit einer metaphysisch zu verstehenden Finalität zu verquicken. Es widersteht mir, in dieser Sache weitere Worte zu verlieren. Alles wirklich Geleistete ist hier Freuds ausschließliches Eigentum, während Jung nichts anderes als die überflüssige Vokabel „finale Orientierung“ hinzugetan hat.¹⁾

Nach Jung ist der Neurotiker von den „Pflichten“ zurückgewichen, die er im Leben zu erfüllen hat. Den Tatsachen wird diese Auffassung aber keineswegs gerecht. Statt vieler Gegen Gründe nenne ich nur einen. Wir finden unter den Neurotikern eine große Zahl der ausgesprochensten „Pflichtmenschen“, die in ihrer Arbeit oder in sonstigen Aufgaben völlig aufgehen. Geht man auf solche Neurotiker genauer ein, so stellt sich regelmäßig heraus, daß bestimmte Hemmungen der Libido (ich meine natürlich den sexuellen Sinn dieses Wortes) ihnen die Befriedigung versagen, und daß die Arbeit ihnen als Ersatzbefriedigung dient. Jungs Auffassung ist nicht etwa ein originelles Produkt, sondern lediglich die alte Freudsche Auffassung vom Zurückweichen vor der realen Sexualforderung; Jung hat sie nur „desexualisiert“, um ein von ihm geschaffenes Wort zu gebrauchen.

Die Bedeutung des Unbewußten in der Neurose sinkt bei Jung fast auf Null herab. So lesen wir: „Sie, (d. h. die neurotischen Phantasien), sind öfter nur als gefühlsmäßige Erwartungen, Hoffnungen, Vorurteile usw. vorhanden. Man nennt die Phantasien in diesem Falle unbewußt“. Es bedarf kaum des Hinweises, daß es sich hier um eine völlige Verwässerung des „Unbewußten“ handelt. Eine Begründung für diese Änderung der psychoanalytischen Auffassung des Unbewußten gibt Jung nicht.

¹⁾ Auf die „fördernde und vorüberende“ Tendenz der neurotischen Phantasien werde ich an anderer Stelle eingehen.

Jung scheint den Terminus „Verdrängung“ geflissentlich zu vermeiden. Wir finden statt seiner allerhand unklare Wendungen, wie: „Die Libido wurde nicht anerkannt“ (Seite 72) u. a. m.

Von der „Übertragung“ ist ausführlich die Rede, ohne daß Jung Wesentliches zu dem Bekannten hinzufügte. Dagegen findet das Phänomen des „Widerstandes“ fast gar keine Berücksichtigung.

Ein wichtiger Gesichtspunkt Freuds, den Jung der „Regression“ vollkommen zum Opfer bringt, ist das Haftenbleiben des Neurotikers im Infantilen.

Gegen den Schluß der Schrift gibt Jung eine Psychoanalyse wieder, die an einem 11jährigen Mädchen angestellt wurde. Die Vernachlässigung des Unbewußten trägt auch hier zur Verwirrung Erhebliches bei. Übrigens ist es bemerkenswert, daß dieses Kind sich den Jung'schen Anschauungen in wesentlichen Beziehungen widersetzt. Ich erwähne nur, daß es im 5. Lebensjahre eine große sexuelle Neugierde entfaltete und im gleichen Alter gewisse Strampelbewegungen ausführte, denen nach Jung „eine sexuelle Unterströmung zuerkannt werden muß“. Der letztere Ausdruck leistet wieder das Möglichste an Unklarheit.

Die letzte Grundlage der Neurose sieht Jung in der „angeborenen Empfindsamkeit“ (Seite 92). Da er selbst darin „nur ein Wort“ sieht, so erübrigt sich jede Diskussion. Ich meine, auch hier hat Freud uns Greifbareres geboten.

Ganz kurz fasse ich mich bezüglich der Ausführungen Jung's zur Frage der Dementia praecox; ich kann mich auch hier wieder nur dem Urteil Ferenczis anschließen. Bei der Frage des „Realitätsverlustes“ nimmt Jung die gleiche Stelle aus Freuds Paranoia-Analyse zum Ausgangspunkt wie schon in seiner früheren Arbeit. Jung hatte dort von den zwei Möglichkeiten, die Freud zur Aufklärung des „Weltunterganges“ vorschlug, gerade diejenige unberücksichtigt gelassen, welcher Freud sich zuneigte. Er versucht sich nunmehr auch mit dieser zweiten Erklärung des Verlustes der „fonction du réel“ auseinanderzusetzen. Eine Widerlegung Freuds gelingt ihm dabei jedoch meines Erachtens in keiner Weise.

Jung's Ausführungen über den Traum müssen unsern Widerspruch in mehrfacher Hinsicht erregen. Auch hier gibt Jung Freuds Theorie mangelhaft wieder, wenn er sagt, die Deutungstechnik bestehe darin, daß „man sich zu erinnern suche, woher die Traumstücke stammen“ (Seite 55).

Jung ist ferner im Irrtum, wenn er Freud's Traumdeutung als eine „absolut historische Methode“ kennzeichnet. Freud sucht ja gerade nach den Wünschen, die sich in mancherlei Verkleidung im Traume verbergen. Diese Verkleidung ist aber nur aus historischer Forschung zu verstehen. Die Tendenz des Traumes ist etwas in die Zukunft Weisendes; nur kommt hinzu, daß der Träumer sich die Zukunft in seinen unbewußten Phantasien nach dem Bilde der frühesten Vergangenheit gestaltet.

Jung verlangt eine weitergehende Berücksichtigung der „teleologischen“ Funktion der Träume gegenüber der bloßen Berücksichtigung der historischen Determinierung durch Freud. Dieses „prospektive“ Element im Traum ist uns nun aber längst bekannt. Jeder Psychoanalytiker begegnet ihm täglich bei seinen Traumanalysen. Freud hat schon in seiner „Traumdeutung“ (1900), darauf hingewiesen, daß Vorsätze und dergl. im Traum nur eine Oberschicht darstellen; die Psychoanalyse hat gerade die Aufgabe, die tiefere Schicht bloßzulegen. In einer späteren Schrift („Bruchstück einer Hysterieanalyse“, Kleine Schriften zur Neurosenlehre II, Seite 76 f.) hat Freud

seine Ansicht über diesen Punkt noch genauer auseinandergesetzt. Die „prospektive Tendenz“ ist also gleichfalls keine originelle Entdeckung Jungs oder Maeders, sondern lediglich ein neuer Straßename für einen Irrweg, den Freud von vornherein vermieden hat. Das Gleiche gilt für die analoge Funktion, welche Jung der Neurose zuschreibt.

Ich habe im Obigen eine ganze Reihe von anfechtbaren Positionen Jungs unberücksichtigt gelassen, besonders da, wo Ferenczi mir bereits vorgearbeitet hat. Ich erwähne noch speziell, daß ich aus diesem Grunde ein Eingehen auf Jungs psychotherapeutische Technik unterlassen habe.

Ich glaube aber, den Nachweis erbracht zu haben, daß Jung nicht — wie er es behauptet — eine organische Weiterentwicklung (Seite 135) der Freudschen Gedanken gibt. Um einen Ausdruck von ihm selbst (Seite 135) zu gebrauchen, stellt er sich faktisch nur „mit möglichst veränderter Nomenklatur auf einen möglichst gegensätzlichen Standpunkt“. Und wenn Jung im Vorwort erklärt, er sei „weit entfernt, in einer bescheidenen und maßvollen Kritik einen „Abfall“ oder ein „Schisma“ zu erblicken“, so will ich gern glauben, daß er sich dieser Selbsttäuschung hingibt. Ich jedoch sehe keinen Grund, die genannten Ausdrücke zu vermeiden. Ich gehe sogar darüber hinaus und behaupte, daß Jung kein Recht mehr hat, die von ihm vertretenen Ansichten mit dem Namen „Psychoanalyse“ zu belegen.

Die Gründe, die mich hierzu veranlassen, liegen darin, das Jung alle wesentlichen Bestandteile der Freudschen Lehre wieder beiseite geschoben hat.

Die infantile Sexualität, das Unbewußte, die Verdrängung, der Begriff des Psychosexuellen, die Wunschtheorie des Traumes und der Neurose — alle diese unerläßlichen Bestandteile der Psychoanalyse sind teils verschwunden, teils zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt. Von wichtigen Einzelheiten der Lehre, die von dem gleichen Schicksal betroffen wurden, nenne ich nur Autoerotismus und Narzißmus, die Ambivalenz der Gefühle, die Sublimierung und Reaktionsbildung. Ich kann aber auch nicht unerwähnt lassen, daß wichtige Bestandteile der psychoanalytischen Theorie in Jungs Arbeit überhaupt keiner Erwähnung gewürdigt werden. Ich nenne beispielweise die Theorie der Zwangsneurose, der Angst und der Depressionszustände.

Unter diesen Umständen wird niemand in meiner radikalen Ablehnung der Jungschen Ideen das starre Festhalten eines engherzigen Parteistandpunktes erblicken. Vielmehr glaube ich den Nachweis geführt zu haben, daß Jungs „Darstellung“ im Effekt auf eine völlige Entstellung der psychoanalytischen Theorie hinausläuft. Ich sehe in Jungs Arbeit im Wesentlichen destruktive und rückschrittliche Tendenzen am Werke; irgendeine positive, aufbauende Leistung vermag ich in ihr nicht zu erblicken.

Ich muß endlich noch betonen, daß Jung gegen seinen Grundsatz (cf. Seite 13), nur die Wahrheit und nicht das moralische Sentiment zur Richtschnur zu nehmen, arg verstößt, indem er mit ethisch-theologischen Wertungen an die infantile Sexualität und das Unbewußte herantritt. Gerade nach dieser Seite möchte ich zum Schluß noch die Abwehr richten. Hier gilt es die Psychoanalyse gegen Einflüsse zu schützen, die aus ihr machen möchten, was die Philosophie in vergangenen Zeiten war: ancilla theologiae.

Abraham.

C. G. Jung: Psycho-Analysis (Transactions of the Psycho-Medical Society. Vol. IV, Part. II, Pp. 19).

Dieser Aufsatz ist der Abdruck eines Vortrages, den Jung am 9. August 1913 in London gehalten hat. Der erste und längere Teil besteht in einer klaren Darlegung der Grundsätze der Psychoanalyse und Jung weist die beiden Einwendungen zurück, daß die Methode nichts anderes als eine sorgfältige Anamnese sei und die Behandlung nur auf Suggestion beruhe. Er verteidigt überzeugend die Stichhaltigkeit der Deutungen des angesammelten psychischen Materials und vergleicht damit das geordnete Arrangement und die Gruppierung nach gemeinsamen Zügen, die jeder wissenschaftlich Arbeitende durchführt, nachdem er sein Beobachtungsmaterial zusammengestellt hat. Er betont die Wichtigkeit der Traumdeutung, wendet sich aber gegen „gewisse einseitige sexuelle Zurückführungen der Wiener Schule“.

Er setzt nirgends seine eigenen Anschauungen jenen der psychoanalytischen Schule entgegen, aber dem Ende seiner Arbeit zu führt er Argumente ins Treffen, welche diese stillschweigend voraussetzen. Der folgende Traum eines jungen Mannes wird berichtet: „Ich ging mit meiner Mutter und Schwester eine Treppe hinauf. Als wir oben angelangt waren, wurde mir erzählt, daß meine Schwester bald ein Kind bekommen werde.“ Jungs Auseinandersetzung über diesen Traum zeigt sehr deutlich den Abstand zwischen seinen Ansichten über Psychoanalyse und jenen der Wiener Schule. Er beginnt mit der Inzestdeutung des Traumes und fügt dann hinzu: „Wenn ich sage, daß die Treppe ein Symbol des Sexualaktes ist, woher nehme ich dann das Recht, die Mutter, die Schwester und das Kind als konkret zu betrachten? Wenn ich, auf der Annahme fußend, daß Traumbilder symbolisch sind, einzelnen dieser Bilder symbolischen Wert zuspreche, welches Recht habe ich, andere Teile des Traumes von dieser Art des Vorgehens auszunehmen? Wenn ich also dem Stiegensteigen symbolischen Wert zuspreche, so muß ich auch den Bildern, welche die Mutter, die Schwester und das Kind darstellen, einen symbolischen Wert zusprechen. Deshalb habe ich den Traum nicht übersetzt, sondern wirklich analysiert. Das Resultat war überraschend.*) Zur Vorstellung Mutter brachte der Patient die Assoziation, daß er sie seit längerer Zeit vernachlässigt habe. „Mutter“ steht also hier für etwas, was in unentschuldbarer Weise vernachlässigt wurde. Ich fragte den Patienten: „Was ist das?“ und er antwortete mit merklicher Bedrücktheit: „Meine Arbeit“. (Es muß hiezu bemerkt werden, daß der Patient seine Arbeit infolge seiner Neurose aufgegeben hatte. Ref.) Zu seiner Schwester assoziierte er wie folgt: „Es ist Jahre her seit ich sie gesehen habe, ich sehne mich danach, sie wiederzusehen. So oft ich an sie denke, rufe ich mir den Augenblick zurück, wo ich von ihr Abschied nahm. Ich küßte sie mit wirklicher Zuneigung und in diesem Augenblick verstand ich zum erstenmal, was Frauenliebe bedeuten kann.“ Es ist dem Patienten sofort klar, daß seine Schwester die „Frauenliebe“ darstellt. — Zu der Treppe hat er folgende Assoziationen: „Aufwärtsklettern; in die Höhe kommen; im Leben Erfolg haben; erwachsen sein; groß sein.“ — Das Kind bringt ihm die Einfälle: „Neugeboren; ein Wiederaufleben; Wiedergeburt; ein neuer Mensch werden.“ Man braucht dieses Material nur geordnet zu überblicken, um sogleich zu verstehen, daß der Traum des Patienten nicht so sehr eine Erfüllung infantiler Wünsche ist als der Ausdruck seiner biologischen Pflichten, welche er bisher wegen seines Infantilismus vernachlässigt hat Wären wir bei

*) Alle Sperrungen stammen vom Referenten.

der einseitigen sexuellen Deutung stehen geblieben, so wäre uns der wirkliche Sinn des Traumes entgangen.“

Wir haben hier zwei Deutungen, die wir der Bequemlichkeit wegen die sexuelle und die soziale nennen wollen, und ohne in eine Erörterung der Einzelheiten einzugehen, mag angenommen werden, daß sowohl die Mitglieder der Wiener wie jene der Züricher Schule hinsichtlich der Richtigkeit beider übereinstimmen würden. Es erhebt sich die Frage, welche von beiden die tiefere, welche die wichtigere ist und in welchem Kausalitätsverhältnis die beiden zueinander stehen? Bei der Beantwortung dieser Frage tritt der Unterschied zwischen den beiden Schulen scharf hervor. Jung nimmt an, daß die ersten Assoziationen die tiefere und wichtigere Deutung geben müssen und daß die zweite, wenn überhaupt richtig, nur sekundären Wert habe, da sie nur eine mehr infantile und archaische Ausdrucksweise für dasselbe Ding sei. Freud hingegen würde meinen, daß die ersten Assoziationen notwendigerweise nur den oberflächlicheren Sinn des Traumes enthalten können, wenn dieser auch zweifellos so weit erreicht richtig ist, und daß nur die späteren Assoziationen den eigentlich zu Grunde liegenden Sinn ergeben können.

Die Vorstellung der Mutter zeigt sich hier unmittelbar mit jener der Arbeit assoziiert und Jung nimmt ohne weiteres an, nicht wie ein vorsichtiger Psychoanalytiker es tun würde, daß dies eine der Bedeutungen dieses Traumelements ist, sondern daß dies die ausschließliche Bedeutung sei. Aber welches Recht hat er, die Möglichkeit zu vernachlässigen, daß die späteren Einfälle die Assoziation der Mutter mit anderen Vorstellungen, die gewiß älter sind als die der Arbeit, wie Liebe, Schutzgewährung usw. zeigen würden? Die Tatsache ist offenbar von praktischer Wichtigkeit, da sie zu zwei einander entgegengesetzten Auffassungen über die Bedeutung einer Assoziation führt. Im Falle solcher Assoziationen, wie den hier mitgeteilten, könnte die eine Schule folgern, daß die Arbeitshemmung auf die Vorstellung der Mutter übergreifen habe, so daß diese auch vernachlässigt wurde, während die anderen schließen könnten, daß die Hemmung hinsichtlich der Mutter auf das Werk übergreifen habe und zur Ursache seiner Vernachlässigung wurde. Mit anderen Worten, die eine Schule betrachtete die treibenden Seelenkräfte als nach rückwärts arbeitend, den abgestorbenen Phantasien der Kindheit zu, während die andere der Ansicht ist, daß sie ihre Quellen aus den in jener Zeit der Kindheit lebendigen Interessen schöpfe und sich immer mehr und mehr nach vorwärts über die vielfältigen Interessen des späteren Lebens erstreckte, welche sie unablässig mit ihrer Energie absuchen.

Bei diesem Beispiel fällt einiges Licht auf die häufigen Mißverständnisse, welche aus Jungs eigentümlicher Darstellung seiner Haltung zur Technik entstanden sind. Wir haben gesehen, daß er hier zwischen der Übersetzung und der Analyse eines Traumes unterscheidet, wobei er die sexuelle Deutung mit dem ersten Terminus und die soziale mit dem zweiten benennt, eine Unterscheidung, welche im Gegensatz zur Wiener Schule steht, die selbstverständlich den Terminus Analyse für beide Arten gelten läßt. Wie man an diesem Beispiel sieht, erreicht er die soziale Deutung durch die Erforschung der freien Assoziationen des Patienten und es erhebt sich unmittelbar die Frage, welche Methode er zur Erlangung der sexuellen Deutung benützt? Wir wissen, das die infantile und sexuelle Deutung gewöhnlich für den Analytiker leicht zu erlangen ist, da sie stärker stereotyp und weniger individuell ist als die soziale und da sie in den meisten Fällen gewonnen werden kann durch eine Methode des Erratens oder der Intuition, mit Zuhilfenahme einer allgemeinen Kenntnis der Symbolik. Wir wissen aber auch, daß dies Erraten des Arztes dem

Patienten nicht im mindesten hilft, außer indirekt, und daß die therapeutische Analyse keinen Fortschritt gemacht hat, solange sie nicht durch freie Assoziationen erlangt wird, welche direkt auf diese infantil sexuellen Zusammenhänge hinweisen. Erst eine auf diesem Wege erreichte Deutung ist das, was die Wiener Schule eine Analyse nennt, während Jung deutlich zu verstehen gibt, daß die Wiener Traumdeutungen etwa nach der Manier von Stekel zustande kommen. Jung muß wissen, daß diese Darstellung der Wahrheit widerspricht und muß daher die Verantwortung oder die Anerkennung dafür auf sich nehmen, wenn er einen falschen Eindruck bei seinen Hörern erweckt hat.

Weiterhin sei der folgende interessante Ausspruch Jungs zitiert: „Wenn die Traumdeutung zu Beginn der Behandlung zeigt, daß der Traum einen unzweifelhaft sexuellen Sinn hat, so muß dieser Sinn tatsächlich genommen werden; d. h. es wird dadurch bewiesen, daß das sexuelle Problem selbst einer sorgfältigen Revision unterworfen werden muß. . . . Wenn aber ein Traum, der in einem späteren Stadium der Behandlung vorkommt z. B. eine Inzestphantasie zum wesentlichen Inhalt hat, eine Phantasie, von der wir Grund haben anzunehmen, daß sie bereits entwertet und erledigt, so muß ihr nicht unter allen Umständen konkreter Wert beigemessen werden; sie muß (!) als symbolisch betrachtet werden. Würden wir in diesem Falle nicht über ihren konkreten Sinn hinausgehen, so würden wir den Patienten in seiner Sexualität festhalten und dies würde seinen Fortschritt in der Entwicklung seiner Persönlichkeit behindern. Aber die Rettung des Patienten ist nicht darin zu finden, daß man ihn in die primitive Sexualität zurückwirft; dies würde ihn auf einem niedrigen Zivilisationsniveau belassen, wo er niemals Freiheit und vollkommene Wiederherstellung seiner Gesundheit erlangen könnte.“ Die Erklärung der ersten Behauptung, daß der sexuelle Inhalt der Träume und Phantasien im ersten Teile der Behandlung real sein kann, aber später symbolisch wird, kann nur darin liegen, daß Jung es für eine viel leichtere Leistung hält „sie zu erledigen“ (dispose of) als es die Anhänger der Wiener Schule tun. Die Erläuterung des zweiten, auf das Ethische bezüglichen Punktes ist heikler, da offenbar angedeutet wird, daß die soziale und nicht sexuelle Seite des kranken Seelenlebens in den Wiener Analysen vernachlässigt werde. Hier wird der oben erwähnte Verdacht hinsichtlich der Technik wieder in uns wachgerufen. Jung verweist immer darauf, daß er etwas zur Freud'schen Analyse hinzugefügt habe, nämlich die Wertung der sozialen und ethischen Seite im Leben des Patienten. — Wenn seine frühere Technik darin bestanden hätte, den sexuellen Inhalt der Träume zu „übersetzen“ und er jetzt durch spätere Arbeit entdeckt hätte, daß die Analyse der freien Assoziationen zu diesen anderen Seiten führt, dann könnten wir seine Position verstehen, so sonderbar sie auch dann noch bliebe. Aber sie ist sehr schwierig zu verstehen, wenn wir wissen, daß er Jahre hindurch mit der Wiener Technik vollkommen vertraut war, denn bei dieser werden die oberflächlicheren Deutungen, die soziale, ethische etc. in der oberen Schichte des Assoziationsmaterials ins Auge gefaßt und behandelt und die infantilen darauf in der tieferen. Was für Jung eine neue und späte Entdeckung bedeutet, eine Vermehrung seines Wissens, ist also ein einleitendes Stadium für die Arbeit der Wiener Schule.

Es ist sehr zu bedauern, daß Jung sich mit der Analyse seines Traumbeispiels nicht eingehender beschäftigt und es verabsäumt hat, uns in die Beziehung dieses Traumes zum sonstigen Inhalt der Neurose des Träumers Einblick zu geben. Unsere Kritik wäre dann positiver und inhaltsreicher geworden. Vergessen wir aber nicht hinzuzufügen, daß auch das bisher mit-

geteilte Material und den geringen Erfolg seiner Umdeutungsmethode erweist. Denn die Mutter hat er etwa symbolisch zur „Lebensaufgabe“ verflüchtigt, die Schwester bleibt aber als Vertreterin des geliebten Weibes in greller Deutlichkeit bestehen. Bemerken wir noch, daß es keine Traumdeutungsregel gibt, alle Elemente müßten gleichzeitig entweder konkret oder symbolisch genommen werden.

Prof. Freud hat dem Referenten vor kurzer Zeit von einem Patienten erzählt, den er in Wien durch einen seiner Schüler behandeln ließ. Dieser Mann war ein hochsublimierter Musiker und Philosoph, der sexuell völlig anspruchslos lebte und früher einer einzigen lächerlichen Perversion nachgegeben hatte. Er klagte gleichfalls über Leistungsunfähigkeit, da er sich durch den Wettstreit seiner beiden Lieblingsbeschäftigungen gelähmt fühlte, so daß er weder spekulieren noch komponieren konnte. Der analysierende Arzt berichtete bald, daß aus den Einfällen des Patienten hervorgehe, er identifiziere die Philosophie mit seiner Mutter, die Musik mit seiner Schwester, mit welchen beiden Frauen er die Wohnung teilte. Man erblickte darin keine große Entdeckung, da es in der Kunst allgemein gebräuchlich ist, Wissenschaften und Künste durch Frauengestalten zu personifizieren. Er besuchte den Patienten in seinem Heim und war erstaunt zu hören, daß der so feingebildete Mann Mutter und Schwester — besonders die erstere — mit grobsexuellen Scherzreden zu necken pflegte. Er legte so Zeugnis dafür ab, daß die infantile libidinöse Richtung auf diese beiden Personen noch lebendig war, obwohl er sie durch die Sublimierung auf Kunst und Wissenschaft eine Zeit lang bewältigt hatte. Ein umfangreiches musikphilosophisches Werk beweist heute, daß es der Analyse gelungen war, diese Störung der Sublimierung durch allzustarken Libidozufluß rückgängig zu machen.

Ernst Jones.

Dr. C. G. Jung. Contribution à l'étude des types psychologiques. Communication présentée au Congrès Psychoanalytique de Munich, 1913. (Archives de Psychologie, T. XIII, Nr. 52. Déc. 1913.)

Dr. Jung will die Hysterie als Übertragungsneurose von der Paraphrenie als Introversionspsychose prinzipiell unterscheiden und meint, daß die Abwendung von der Realität nur die Demenz, nicht aber die Hysterie charakterisiere. Wir sind dieser Auffassung bei anderer Gelegenheit entgegengetreten, und halten dafür, daß auch die geräuschvolle Interessevergeudung des Hysterischen einer Verschiebung, einer Realitätsflucht ihr Entstehen verdankt und als phantastischer Ersatz der unlustvollen Wirklichkeit aufzufassen ist. Dieser prinzipielle Gegensatz hindert uns aber nicht, die Richtigkeit der (eigentlich von Freud und Abraham aufgestellten, von Jung seinerzeit geleugneten) Tatsache anzuerkennen, daß die Hysterischen, die ihre Libido auf andere Objekte der Außenwelt verschieben, bedeutend weniger weltfremd sind, als die Paraphreniker, da ja diese ihre Liebe ganz auf ihr „Ich“ zurückziehen und den Dingen der Welt affektlos gegenüberstehen. Die Symptomatik der Hysterie und der Paraphrenie versucht nun Jung in dieser Arbeit charakterologisch zu verwerthen. Er glaubt die Menschen überhaupt in zwei Gruppen einteilen zu können in die Übertragenden (statt Übertragung [Freud] will Jung den Terminus Extraversion einführen) und die Introvertierenden. Zu den Übertragungstypen rechnet Jung die Positivisten (die „tough-minded“ nach dem Ausdrucke von W. James) die „den materiellen Dingen und den objektiven Realitäten vertrauen“, sich nur auf reine Empirie stützen, „auf der ewig wechselnden Oberfläche der phänomenalen Welt“ verweilen, sensualistisch,

pessimistisch, materialistisch, irreligiös sind, sich nicht zur Systembildung aufschwingen können. Zu den Introvertierenden zählt Jung die Ideologen (tender-minded [James]), die sich nur fürs „innere Leben, für geistige Sachen“ interessieren, rationalistisch sind, alles systemisieren wollen, zur Abstraktion, Idealisierung, Religiosität neigen. Zu den Übertragungstypen gehören weiter nach Jung der Romantiker, der „Einfühlende“, der Naive, der „dionysische“ Geist, der Mensch mit oberflächlichem, aber ausgedehnten geistigen Blickfeld; zu den Introvertierten: die „Klassiker“, die Abstrakten, die Sentimentalen, die „apollinischen“ Geister und die tief, aber beschränkt Denkenden. — Diese Klassifikation enthält gewiß manches Interessante; bedenklich klingt nur der letzte Passus des Artikels, in dem Jung seine — wie wir anfangs sagten im Prinzip unrichtige — Einteilung auch auf die Psychologie selbst ausdehnen möchte. Er stellt hier die Psychoanalyse Freuds als rein „zurückführende“, pluralistische (?), causale und sensualistische Denkweise der Adlerschen — von Grund aus intellektualistischen und finalistischen — Theorie gegenüber (und hält die erstere für Übertragungs-, letztere für introvertierende Psychologie. „Die schwierige Aufgabe der Zukunft ist“, nach Jung, „eine Psychologie auszuarbeiten, die beiden Typen der Mentalität in gleicher Weise Rechnung trägt.“

Wir glauben, daß Jung hier im Bestreben, seiner Klassifizierung möglichst ausgedehnte Geltung zu verschaffen, sich zu einer allzu komplizierten psychologisierenden Erklärung verleiten ließ. Die Sachen liegen viel einfacher. Freuds Arbeiten bauen sich auf die Psychologie des Unbewußten auf und beschäftigen sich vorwiegend mit dieser, bis jetzt ganz unbekanntem, dem Triebleben näheren Seite des Seelenlebens. Freud tut das, nicht, weil er ein „tough-minded“ ist, sondern weil dieses Werk vor ihm und statt seiner niemand leisten konnte. Und auch Adler muß — nach seinen Werken zu urteilen — nicht unbedingt ein „feingearteter Denker“ sein; er hat nur ein Stück Bewußtseinspsychologie, unter Verwendung und möglichster Unterschlagung seines psychoanalytischen Wissens, neu und zum Teil scharfsinnig bearbeitet. Freud weiß nur zu gut, daß die Psychologie des Bewußten (und all seiner logischen, ethischen und ästhetischen Kategorien) noch zu schaffen ist, er läßt sich nur nicht voreilig dazu drängen, bevor die Grundlage des psychologischen Baues festgelegt ist.

Beide Aufgaben sind gewiß sehr schwer, viel schwerer als die, die sich Jung stellt: die „tough —“ und die „tender-minded“ arbeiten zu lassen und dann das Produkt ihrer Arbeit zusammenzufassen.

Dr. S. Ferenczi.

Dr. Maxim. Steiner, Spezialarzt für Urologie in Wien. Die psychischen Störungen der männlichen Potenz, ihre Tragweite und ihre Behandlung. (Mit einem Vorwort von Prof. Sigm. Freud.)

„Man wird gewiß eher vom Organspezialisten verlangen dürfen, daß er die nervösen Störungen seines Gebietes verstehe und behandeln könne, als vom Nervenarzt, daß er sich zum Universalspezialisten für alle Organe ausbilde, an denen die Nerven Symptome machen.“ Diese Worte Freuds, die die Arbeit Steiners einleiten, enthalten zugleich die Rechtfertigung dieses ersten Versuches, die über die psychosexuelle Impotenz des Mannes gesammelten psychoanalytischen Erfahrungen auch einem nichtneurologischen Leserkreise — Urologen und praktischen Ärzten — zugänglich zu machen. — In seinen einführenden Aufklärungen beschäftigt sich der Autor mit der nosologischen Stellung der psychisch bedingten Impotenz und mit deren Bedeutsamkeit für die ganze individuelle und soziale Existenz zufolge der „Vorbildlichkeit als Sexualität“.

Der Abschnitt: „Anamnese und Symptomatologie“ beschreibt die variablen Erscheinungsformen dieses Leidens, und zwar sowohl die (immer nur sekundären) organischen Begleiterscheinungen, als auch die psychischen Charakterzüge. Sodann werden die ätiologischen Momente (neurotische Disposition und psychische Einflüsse) in einer auch für den Nichtneurologen verständlichen Weise geschickt zusammengefaßt. Am ausführlichsten behandelt Steiner die Prognose und Therapie dieses Leidens. Bemerkenswert ist seine pessimistische Auffassung über die Heilbarkeit der psychischen Impotenz bei angeborenerweise stark zu Neurosen disponierten; um so erfreulicher sind die günstigen Erfolge, die er bei den übrigen Kategorien des Leidens mit der psychoanalytischen Behandlung erzielte. Den Schluß der Arbeit bildet eine reiche Kasuistik (20 Fälle), die aber leider allzu gedrängt dargestellt ist, so daß der Leser von der Schwierigkeit der psychologischen Probleme, mit denen der Analytiker in jedem einzelnen Falle zu kämpfen hat, nicht den richtigen Eindruck bekommen wird. Sicher wird er aber aus der Lektüre des Steinerschen Buches die Einschätzung psychischer Momente beim Entstehen und bei der Heilung dieses Leidens erlernen und daraus ersehen, wie viel ein psychoanalytisch geschulter Urologe bei diesem sonst so hartnäckigen Leiden leisten kann.

Dr. S. Ferenczi.

Dr. Eduard Hitschmann (Wien). *Freuds psychoanalytische Behandlungsmethode.* (Jahreskurse für ärztl. Fortbildung. München 1913.)

Es war keine leichte Aufgabe, das schon so weitverzweigte und überall zum Verweilen einladende literarische Material der psychoanalytischen Methodik so gedrängt darzustellen, wie es Hitschmann in dieser Arbeit zu tun gezwungen war. Und doch gelang es ihm hier nicht nur die psychologischen Voraussetzungen dieser Behandlungsweise, sondern auch die wichtigsten praktischen Ratschläge zur Anwendung der Methode in wenigen aber gut gewählten Sätzen zusammenzufassen. Hitschmanns didaktische Meisterschaft bewährte sich in dieser Arbeit von neuem.

Dr. S. Ferenczi.

Hans Blüher. *Die drei Grundformen der sexuellen Inversion (Homosexualität).* (Leipzig, Max Spohr, 1913. Sep.-Abdr. aus Jahrbuch für sex. Zwischenstufen.)

Der um das Thema der männlichen Homosexualität bereits verdiente Autor zeigt hier die wertvolle Bereicherung seines Verständnisses der Inversion durch Freud. Insbesondere die unbewußte Homosexualität, auch ihr Anteil an den sozialen Trieben kommen in dieser Darstellung zu ihrem Rechte. Blüher unterscheidet drei Typen: 1. Den Männerhelden, der die Männlichkeit in Charakter und Habitus voll aufweist und die homosexuelle Befriedigung als die natürliche empfindet. Der Autor hält diesen Typus für normal, während Freud für die Inversion eine Entwicklungshemmung voraussetzt. 2. Den invertierten Weibling: eine Vergesellschaftung von Homosexualität mit starkem Einschlag ins andere Geschlecht. 3. Die latente Inversion, und zwar den Sittlichkeitsfanatiker (und den Paranoiker nach Freud). Unter Sittlichkeitsfanatikern versteht Blüher solche homosexuell Heranwachsende, die eines Tages über ihre Abnormalität erschreckend, sie unterdrücken wollen, den Weg zum Weibe mehr oder weniger zu finden suchen und eine fanatische Verfolgungswut gegen alles Invertierte (z. B. in der Wandervogelbewegung) aufweisen, wozu sie die Angst treibt, die unterdrückten Triebregungen entspricht.

Dr. Eduard Hitschmann.

E. Waldstein und R. Ekler. Der Nachweis resorbierten Spermas im weiblichen Organismus.

Die Forschungsergebnisse von Abderhalden, welche zeigen, daß der tierische Organismus das Eindringen körperfremder Stoffe mit Mobilisierung spezifischer, im Blut nachweisbarer Fermente beantwortet, gestatteten den Autoren beim Kaninchen den Nachweis zu erbringen, daß das Weibchen post cohabitationem ein spezifisch auf Hodensubstanz eingestelltes Ferment bildet. Durch den Begattungsakt findet also eine materielle Beeinflussung des weiblichen Individuums statt, indem eine dem femininen Organismus sonst fehlende Substanzen resorbiert wird. Vorausgesetzt, daß die am Tier gewonnenen Beobachtungen auch auf das Weib übertragen werden dürfen, gibt die substanzielle Änderung des weiblichen Organismus durch den ihm Sperma einverleibenden Koitus, Anhaltspunkte zum Verständnis vieler Erscheinungen im Leben des Weibes, welche bisher nur mit Zuhilfenahme psychischer Vorgänge — wie die Autoren meinen: „notdürftig“ — gedeutet wurden. Dr. E. Hitschmann.

Preserved Smith: Luthers Early Development in the Light of Psychoanalysis. (The American Journal of Psychology, July 1913.)

Der Verfasser dieser auf gründliche Quellenkenntnis gestützten Untersuchung verteidigt sich gegen den Vorwurf, daß die Bedeutung einer Persönlichkeit durch den Versuch, ihre ins Dunkel hinabreichenden Wurzeln aufzufinden, entwertet und ihrer Sonderart beraubt werde. Seine Arbeit liefert den besten Gegenbeweis; man kann die Seelenstärke und die im Tiefsten gesunde Natur Luthers erst richtig einschätzen, wenn man einen Blick in den Abgrund getan hat, an dessen Rand sein von Kindheit an überreiztes Gemüt stand. Erst wer instand gesetzt wurde, aus den Teufelsvisionen und Angstanfällen, den Ekstasen und Bußübungen des Mönches, die auch den späteren Reformator nicht ganz verließen, auf die gefährlichen Mächte zu schließen, die in seinem unbewußten Seelenleben lauerten, wird es nach Gebühr bewundern können, daß er den Weg ins Leben zurück gefunden hat. Nicht innerlich verzehrt durch seine Kämpfe, ist Luther aus diesem Fegefeuer in die Welt zurückgetreten, sondern stark genug, um seinen Leidensgenossen den Weg zu weisen und — was für seine Persönlichkeit noch besser Zeugnis ablegt — mit ungebrochener Sinnenfreude und einer nicht auf Abwege geratenen Geschlechtlichkeit. In diesem Punkte unterscheidet sich auch seine ethische Anschauung vorteilhaft nicht bloß von der von ihm befehdeten der römischen Kirche, sondern auch von jener seiner eigenen Amtsnachfolger.

Gewiß war es eine Vorbedingung seiner inneren Befreiung, daß er einen Feind in der Außenwelt zu finden im stande war, an dem er jene Angriffs- und Haßimpulse, die er bisher gegen sich selbst verbraucht hatte, loslassen konnte. So erklärt sich die fast zügellose Wildheit, mit der er über seine Gegner herfuhr, vor allem aber die unglaubliche Fülle der gemeinsten Schimpf- und Schmähworte, die er oft anzuwenden liebte. Smith gibt zur Erklärung dieser, des großen Mannes kaum würdigen Eigenschaft den feinen Wink, daß Luther auf dieselbe Weise gegen den Teufel, der fast allnächtlich an sein Lager kam, verfuhr und solche Worte als das beste Mittel zu seiner Vertreibung empfahl. Durch Anknüpfung an die Auffassung Jones' von dem psychologischen Inhalt der mittelalterlichen Teufelsgestalt wird dieses Benehmen verständlich, um so mehr, als man erfährt, daß Luther nach seiner eigenen Aussage als Knabe seinen überstrengen Vater haßte und vor ihm einmal aus dem Hause floh. Eine schöne Ergänzung findet diese Annahme in dem Umstand, daß der spätere Reformator, als er noch hinter Klostermauern mit sich rang, sich

auch von Gott gehaßt und verfolgt glaubte und selbst in der Gestalt Christi den Teufel zu erblicken wähnte.

Diese kurzen Anführungen beweisen wohl zur Genüge, daß der Verfasser die Möglichkeiten, die durch die Anwendung der Psychoanalyse auf historisches Material gegeben werden, wohl erkannt und mit großem Geschick zu verwirklichen gewußt hat.

Dr. Hanns Sachs.

Albert R. Chandler: *Tragic Effect in Sophocles. Analysed according to the Freudian Method.*

Dieses Bändchen von 31 Seiten ist der Wiederabdruck eines Aufsatzes, der im Mai 1911, von der Harvard Universität mit einem Preise ausgezeichnet wurde. Der Inhalt ist in Kürze der folgende:

Zwei Vorstellungen übten besonderen Einfluß zur Zeit, wo der Sageninhalt der griechischen Tragödie Gestalt annahm, nämlich 1. der Glaubenssatz vom Neid der Götter; es schien natürlich, daß sie den Mächtigen und vom Geschick Begünstigten mit Unheil überhäuften, zum Zeichen, daß sie den Menschen Macht und Glück nicht in einem mit den ihrigen vergleichbaren Ausmaße gönnen wollten. (Einen Beweis dafür, wie diese Vorstellung fort-dauert, lieferten die religiösen Kreise durch ihre Haltung anlässlich der „Titanic“-Katastrophe, als das schönste und sicherste Schiff auf so tragische Weise verloren ging; man fühlte, dies sei eine Bestrafung für die Anmaßung des Menschen und eine Mahnung an seine Hinfälligkeit vor Gottes Antlitz. Ref.) 2. Die Annahme eines Fluches, der auf einer ganzen Familie ruht, sich vom Vater auf den Sohn vererbt und in jeder Generation neue Greuel und Bluttaten erzeugt.

Die Ausschreitung des Helden muß groß sein, um den Untergang, der daraus folgt, zu begründen, und klein, um die Sympathie der Zuschauer zu erhalten. Die einzige Lösung für dieses Dilemma bestand darin, die verpönte Tat objektiv groß, aber subjektiv geringfügig zu machen (weil sie ohne Absicht begangen wurde), wie beim Verbrechen des Ödipus. Eine andere Art der Behandlung ist die Gegenüberstellung zweier sich bekämpfender Ansprüche oder Regungen, wie etwa Mitleid und Treue. Chandler erzählt dann kurz den Inhalt der Tragödie des Sophokles und wendet sich dem Problem zu, warum die Tragödie überhaupt auf uns wirke. Er gibt zunächst eine allgemeine Darstellung der Psychologie Freuds, doch so, daß sie von einer sehr beiläufigen Kenntnis des Gegenstandes herrühren könnte. Er spricht von Unterdrückung statt von Verdrängung, vom Unterbewußtem statt vom Unbewußten, erörtert die alte, kathartische Behandlung der Hysterie — ohne je die Psychoanalyse zu erwähnen — und benützt den Ausdruck „Komplex“ zur Bezeichnung einer beliebigen Vorstellungsgruppe — wobei er als Beispiele nur bewußte und unverdrängte anführt; seine Darstellung des innerpsychischen Konflikts und der Sublimierung wird jedoch dem Gegenstand weit besser gerecht.

Zum Thema der Tragödie zurückkehrend gibt Chandler die Ödipus-Analyse Freuds wieder, von der er meint, sie kläre uns darüber auf, warum uns die Tragödie Furcht erregen könne, aber nicht, wieso sie imstande sei, Lust zu spenden (!). Er schlägt dann vor, „einen Schritt über Freud hinaus zu gehen“ und formuliert die folgende Grundtheorie: „Die Tragödie zieht uns an, weil sie Situationen schildert, nach denen unsere unterdrückten Komplexe verlangen“. Die Tragödie wendet sich zunächst an die untersten Schichtungen des Seelenlebens und ihre Methode besteht darin, diese tiefsten Schichten in der Gestalt, die sie durch sekundäre Bearbeitung gewinnen, zu „plakatieren“; mit anderen Worten, wir identifizieren uns unbewußt mit dem

Helden. Die Tragödie des Sophokles befriedigt hauptsächlich die folgenden Komplexe: Kampflust, Stolz, erotische Leidenschaft und die Neigung zum Bemannern. Auf die infantilen, inzestuösen Quellen des Ödipus und der Elektra, die einander als Gegenstücke ergänzen, wird aufmerksam gemacht. Die Ansprüche der Zensur werden durch verschiedene Faktoren gemildert, welche mit der Absicht, den Frevel verzeihlicher erscheinen zu lassen, aufgenommen wurden, z. B. die Unwissenheit (Ödipus), teilweise Rechtfertigung der Tat durch erlittenes Unrecht (Elektra), Vorhandensein anderer bewunderungswürdiger Eigenschaften (Ajax) usw.

Die Wirkung der Tragödie auf die Zuhörer besteht darin, daß sie einen Weg der Affektabfuhr für unsere unterdrückten Triebe bietet, doch macht sie die denselben angehörige Energie nicht nur frei, sondern lenkt sie auch auf nützlichere Bahnen; eine schädliche Wirkung besteht in der Erweckung und Stärkung dieser begrabenen Komplexe, so daß sie infolge dieser Gewöhnung mit größerer Anspannung die freie Betätigung anstreben, als hätten sie gelernt, diese als ihr gutes Recht aufzufassen. Praktisch ist es keineswegs leicht, zu entscheiden, inwieweit die seelische Aufnahme von Tragödien für eine bestimmte Person von Vorteil ist; es kann damit zu wenig, aber auch zu viel erreicht werden.

Es ist klar, daß der Autor wenig oder nichts Neues zu dem Thema beiträgt, da seine Argumente, sowohl die richtigen wie die falschen, den Psychoanalytikern längst bekannt sind. Immerhin ist der Aufsatz, dessen gefällige und klare Art der Darstellung Lob verdient, ein wertvolles Anzeichen für das zunehmende Interesse an dem Werke Freuds und seiner Anwendbarkeit auf allgemeine, kulturelle Probleme.

Ernest Jones.

Gaston Chéreau: *Le Monstre* (Paris, P. V. Stock & Cie., 1913. Preis: 30 Fr.).

Als eine Ergänzung von Otto Ranks Buch, das die allgemein menschliche Seite des Inzests betont, sei hier der neue Roman des ausgezeichneten Kenners und Schilderers der französischen Bauernseele dargestellt. Wie sehr das kaum 90 Seiten starke Buch den Psychoanalytiker interessieren muß, mag aus einer Inhaltsangabe hervorgehen, deren Bemühen ist, den Ton des Werkes möglichst treu wiederzugeben und wohl auch einige Proben des Dialekts zu zitieren.

Seit zwanzig Jahren sind sie dem Bauer Massé alle verfallen, die braunen und blonden Mägde, die kleinen und großen, die magern und dicken, und nur wenn er die häßlichen nahm, zankte er: „Das kost' Mut! . . .“ Er tat es doch in fünf Minuten — und nach ein paar Monaten schickte man die Magd fort, weil sie bei Nacht den Hühnerstall offen gelassen hatte . . .

Dann holt er in einer kleinen Kutsche die „Neue“; Mutter Massé zerzt mit ihr, Vater Massé ist freundlich und blickt ihr bei der Arbeit auf die gespannten Muskeln, lernt ihren Körper auswendig, der ihm dann irgendwo, zu irgend einer Nacht- oder Tageszeit, auch wohl inmitten aufhorchender anderer Weiber verfällt, die das gleiche erlebt haben.

Doch immer schwieriger findet sich die Neue. Ein ganzer Monat verstreicht ohne Magd, die Tochter Hortense muß im Haushalt helfen, und für sie geht die Alte zur Ernte. Dem Bauern ist Hortense die Neue: „Heb' meine Pfeife auf!“ Sie bückt sich und sieht nicht des Vaters glänzende Augen und sein Wolfslächeln, das breit die Zähne bloßlegt. Draußen laden sie Heu auf, in der Scheune gießt Massé den Apfelwein durch die vertrocknete Gurgel und läßt die Sechzehnjährige mittrinken. Dann reicht sie die Bündel hinauf und unter grobem Hemd spannen sich junge Sehnen. Und beide lachen, sich

trunken zu sehen. Das Gewitter zieht sich zusammen, betäubend duftet das Heu, und bei dem ersten Donnerschlag sinken sie hin: „es war zu lange, daß die Begierde ihn quälte.“ Das junge Weib weiß nicht, bricht ihr der Donner die Knochen oder prickelt auf ihrer Haut der Hagel. Heimkehr der Ernteleute. Der erdrückende Block gibt ihren Leib frei, doch schon schlägt ihr die Mutter ins Gesicht und über den Betrunknen fallen die Knechte her. Sie schlagen ihn tot; doch der Wolkenbruch läßt keine Zeit zur Besinnung: noch ist Heu draußen

Man braucht keine neue Magd; Hortense gilt als die „permanente“. Doch nach vier Monaten gesteht sie der Alten: „J' cré ben que j'suis grouse.“ Sie ist schwanger. Beim Pfarrer sucht die Alte Rat, und er hat sie entlassen (das hat man gehört) mit den Worten: „Der Herrgott wird es nicht wollen!“ Da schleicht die „Bourgeoise“ bei Nacht zum Bader Gentil:

„C'est Hortense qu'a été emblavée.“

„J' sais par qui?“

„Oui. Charche pas.“

„Sacré bon Dieu! C'est-y permis! . . . Ça fait combien?“

„C'était aux foins!“

Er neigt sich und flüstert sein Geheimnis. Und rät: „Sie soll sich plagen, sie soll sich schinden, bis ihr die Därme raushängen . . .“

„Du sagst nichts. Ich sag' nichts.“ Sie geben sich die Hand und spucken auf den Boden.

Hortense „hebt die Arme“, bis sie hinsinkt. Da jagt man sie auf, das Blut schießt ihr in die Augen, sie zittert und fröstelt. Der älteste Bruder protestiert, doch als die Mutter höhnisch haucht: „Möchtest halt einen Neffen, der dein Bruder ist?“ ruft er mit den andern: „Munter, Hortense, frisch, Hortense!“

Schon meidet man sie, und einsam klagt sie und stößt in Ungeduld und Wut den armen Leib, wo sich das kleine Wesen rührt, das hartnäckig darauf besteht zu leben.

Und nun ist es im Dorfe schnell herum: der Sohn ist da!

Aber keiner mag ihn anrühren, sie rafft sich auf und trägt ihn selbst zur Taufe, und hier bekommt dieses Kind „unbekannten Vaters“ den Namen Auguste-François Massé . . .

François wächst auf; sein Freund ist „Pst“, ein Hund. Als der ihm eines Tages fehlt, will er mit den Buben spielen. Sie weichen zurück; doch er ist stark, er befiehlt:

„Man spielt mitnander!“

Sie tun mit. Bald gibt er's auf.

„Man spielt nimmer!“

Und er muß sehen, nun ohne ihn freut es sie erst.

Als er elf Jahre alt ist, sagt einer: „Du bist der Sohn deines Großvaters.“ Als er das recht erfäßt, schlägt er jenem die Faust ins Gesicht, daß er hinrollt. In der Arbeit sucht er Trost und er ist tüchtig; aber er mag nicht immer, er ist ein Träumer. An feuchten Abenden meidet sein Holzschuh behutsam die Kröten auf dem Wege, und liegt da ein Vöglein, trägt er's wieder hinauf ins Nest. Alle fürchten ihn, auch die Großmutter, der er einmal vor dem Gesinde zugerufen: „Schließlich war's dein Seliger, der mein Vater ist und mein Großvater dazu, was? Also, dann ist's schon gut . . .“ Und ähnlich redet er, wenn einer seiner „Onkel“ ihm mißfällt: „Bist schon mein Bruder, was? Also, dann ist's schon gut!“ Im übrigen schweigt er und auf allen lastet dieser bedrohliche Hümentrotz.

Da wird er krank, und alle hoffen, er wird sterben. Kräuter suchen sie ihm zur Bouillon; wie glühende Kohlen brennt sie ihm den Rachen und er ersäuft den Magen in Wasser. Und wird nachdenklich, schweigt, schüttet alles weg und gesundet zusehends.

Und er sieht „die Tiere sich paaren, die Nattern sich suchen zur Befruchtung und die großen lässigen, lilienfarbenen Falter, deren Weibchen sich dem Männchen darbieten und die Flügel so tief senken, daß sie ausschauen, als erschlösse sich ein wundervolles Liebesbett“. Auch in ihm strömen Frühlingssäfte; er reckt die Arme und preßt mit sanfter Gewalt ein . . . eingebildetes Wesen an seine Brust.

Er kann nicht tanzen, aber er geht hin. Hortense ist glücklich und verschafft ihm zwei Taler. Nachts hört sie ihn seufzen, und fragt ihn aus über Marguérite, mit der er „getanzt“ hat und die er heiraten wird. Und während die andern zur Hochzeit des Ältesten fahren, sieht Hortense ihren Jungen seinem Glück entgegengehen. Und wieder hört sie ihn nachts; aber er, der nichts wußte von der Tränen Schleier, er weint! Er beichtet seinen Kummer, „Sie hat gesagt, ich wäre der Sohn meines Großvaters . . . Und nie würde ein Mädchen mich mögen, und nie dich ein Mann!“

Und wie er sich an sie schmiegt, umfängt sie ihn: ob auch ihr Herz erfrieren will, stolze Freude verjagt ihren Schauer und keusch und ohne Lust läßt sie sich nehmen. Mit schlafenden Sinnen, als sei ihre Mission, ihren Jungen zu entschädigen, opfert sie sich jede Nacht auf, und keine Reue kennt ihr Herz.

Nun ist des Ältesten Frau auf dem Hofe; sie hält sich ruhig, erwartet den Stammhalter. Aber auch Hortense fühlt in sich neues Leben. Da strahlt eine plötzliche Klarheit auf, in diesem beschränkten Hirn ein Wissen des Weibes: sie blickt zurück, sieht ihren Vater sterben, gedenkt des im Kuhstall Geborenen und der Qual des Taufganges. Nun soll das neu beginnen? Oder solls wieder heißen: „Frisch, Hortense!“ Und zu ihr und François soll ein neues Wesen kommen und verflucht sein? So ist diese Erkenntnis: hier muß ein Ende gesetzt werden. — Ihre Schritte richten sich nach der Grube; da ist kein Wasser, darin sich Sterne spiegeln, diese verschlammte Grube beherbergt nicht mal Kröten, sie enthält nur . . . das Nichts. Da graust ihr. Sie hat sich ihm hingegeben, wie sie ihm einst die Brust gereicht; soll sie nicht die Kraft finden, nahendes Leid mit sich selbst auszulöschen? Die Kloake wartet; Hortense findet den Mut nicht. Sie zittert, springt auf, flieht ins Gehölz und weiter: ins Unbekannte. Nur fort von allen, die sie kennen.

Man sucht sie. François, der im Wald geträumt, kommt heim. Man durchwühlt die Grube mit Haken. Er springt hinein, taucht unter, alles vergeblich. Da entweicht er und noch eine Stunde lang ängstigt die Hofbewohner sein verhallendes „Mama“.

Hortense ist andern Tags in einem fernen Dorf gesehen worden. Die Fußspuren ihres Sohnes, der sie sucht, verloren sich in entgegengesetzter Richtung.

Werner Klette.

Ernst Jentsch. Das Pathologische bei Otto Ludwig (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, herausgegeben von Löwenfeld, Heft 90, Wiesbaden 1913).

Der Autor bespricht in drei Abschnitten, denen eine kurze „biographische Skizze“ vorangeht, „die Krankheitszustände“, „die Veranlagung“ und „die Werke“ des Dichters mit besonderer Berücksichtigung des Pathologischen.

Wir erfahren, daß Ludwig nicht nur an schweren organischen Krankheiten (Gallensteine, Rheumatismus, Herzbeutelentzündung usw.) gelitten hat, sondern auch ein „neuropathisches Kind“ gewesen ist und Konvulsionserscheinungen psychogener Natur, Verstimmungszustände und andere nervöse Symptome zeitweilig gezeigt habe, die seine organischen Leiden oft überlagerten und vom Autor mit Sadger (1894) als Ausfluß einer ererbten nervösen Konstitution (Hereditärer) angesehen werden.

Ludwig selbst datiert den Beginn seiner — schon in der Kindheit nachweisbaren — nervösen Erkrankung mit dem Ende des zweiten Lebensjahrzehnts (1830) und bringt sie mit der Überarbeitung in Zusammenhang, der er damals als Handlungsgehilfe im Geschäft seines Oheims, dem Ludwigs verwitwete Mutter den Haushalt führte, ausgesetzt war.

Der Autor empfindet zwar das Unzutreffende dieser Motivierung, übersieht aber in seinem Eifer, eine ähnlich unbefriedigende an ihre Stelle zu setzen, die bedeutsamen Fingerzeige, die sich in seiner Darstellung dieser Krise finden. „Er war damals [1830] nach dem Erkranken der Mutter von dem Gymnasium in Hildburghausen . . . nach Eisfeld zurückgekehrt . . . Als dann die Mutter gestorben war und er nach Saalfeld auf Schule ging, ist die „Nervenschwäche“ das erste Mal mit größerer Intensität aufgetreten . . .“ (S. 9). Derartige neurotische Erkrankungen beim Tode eines Elternteiles sind dem Psychoanalytiker aus unzähligen Erfahrungen verständlich geworden. Ein dem vorliegenden auffällig ähnliches Beispiel bietet die Kinderneurose Fouqué's beim Tode der geliebten Mutter, wie sie der Dichter in seiner Selbstbiographie (Halle, 1840) beschrieben hat.

Zur Charakterisierung der eigenartigen dichterischen Persönlichkeit Ludwigs und der besonderen Art seines Schaffens werden die bekannten Selbstbekenntnisse des Dichters über die visionäre Art seiner dramatischen Gestaltung, über die damit verbundene farbig-musikalische Stimmung zitiert und darauf hingewiesen, daß Ludwig öfter an Visionen gelitten habe, die ihn in seinem Realitätsurteil mindestens unsicher werden ließen. „Bezüglich der inneren Entstehungsbedingungen solcher inspirativen Momente“ wird mit wenig Erfolg auf Lombroso und Hinrichsen rekurriert; der Verfasser neigt der Auffassung zu, daß sich „beständig Vorstellungsfundamente im Unterbewußten vorbereiten.“ Daß die Psychoanalyse gerade über das Unterbewußtsein, die darin enthaltenen Vorstellungsfundamente und die Art ihrer beständigen Vorbereitung einigermaßen Aufschluß zu geben vermag, scheint dem sonst wohl informierten Verfasser entgangen zu sein. Hätte nicht der Dichter selbst den seinem Bearbeiter mangelnden psychologischen Scharfblick besessen, in seiner Neurose eine wichtige Quelle seiner poetischen Produktion zu erkennen (Zitat S. 44), so bliebe diese Schlußfolgerung unserer psychoanalytischen Einsicht überlassen.

Aber auch von diesem wertvollen Ergebnis dichterischer Introspektion macht der Autor keinen anderen Gebrauch, als daß er es für richtig anerkennt. Hätte er nur die nächste notwendige Konsequenz daraus gezogen, daß der Dichter in seinen Phantasieprodukten sein eigenes unbewußtes Seelenleben zur Darstellung bringe, so könnte er nicht bei Betrachtung der Werke an der Oberfläche psychiatrischer Diagnostik haften bleiben. Wie das Objekt seiner biographischen Forschung, so behandelt er auch dessen dichterische Gestalten als Patienten, bei denen ihm die klinische Exaktheit ihrer Leiden wichtiger ist als das psychologische Verständnis ihrer Symptome. Der Dichter Otto Ludwig wird dabei in kollegialer Weise als Consiliarius zugezogen, dessen Diagnosen der Autor im allgemeinen bestätigen kann. Beson-

ders eingehend wird in dieser Weise des Dichters letztes Werk, der Roman „Zwischen Himmel und Erde“ behandelt, dessen Held, der Schieferdeckermeister „Apollonius Nettenmair vom Autor in sein Sprechzimmer eingeladen“ wird. Der Arzt konstatiert auf Grund der Auskünfte des Dichters „Zwangsercheinungen“ und eine Neurose; „seine Beschwerden bestehen darin, daß er . . . bei jedem Glockenton zusammenschrickt, daß er beim Besteigen der Turmleiter Schwindelgefühl empfindet, daß er sich matt fühlt, blaß aussieht, von trüben und ängstlichen Gedanken und Selbstvorwürfen geplagt wird.“ Anstatt nun die dichterische Darlegung der Genese dieser Neurose, deren Inhalt den Roman bildet, auf die einzige mögliche Quelle, das eigene unbewußte Seelenleben des Dichters selbst zurückzuverfolgen, verliert sich der Autor in klinischen und diagnostischen Erörterungen, von denen es wenig tröstlich heißt: „Von allen diesem war zur Zeit, als Otto Ludwig seine Dichtung abfaßte, niemandem etwas bekannt.“ (S. 65). Wieso hat aber dann der Dichter „diese hinsichtlich der Naturtreue und Lebenswahrheit gewiß ausgezeichnete Leistung“ vollbringen können, fragt der Autor mit Recht und kommt zu dem Schluß: „So hat auch Otto Ludwig die Figur des Apollonius in der Hauptsache aus seinem künstlerischen Drange geschaffen, er hat sie aber aus der von der Erfahrung geleiteten künstlerischen Phantasie mit Hilfe einer tiefen Seelenkenntnis so folgerichtig auszugestalten gewußt, daß sie die Probe auch in rein kausaler psychologischer Denkweise gut verträgt.“ (S. 67). Dabei hat der Autor nur vergessen, daß Ludwig selbst seinen künstlerischen Drang mit seiner Neurose in Beziehung brachte. Wäre etwa der Dichter selbst, anstatt seinen Roman zu schreiben, mit den genannten Beschwerden beim Arzte erschienen, er hätte „die Untersuchung des Nervensystems zur Grundlage seines Urteils“ gemacht „und erst in zweiter Linie die Angaben des Patienten.“ Da aber als Patient der fiktive Schieferdeckermeister Apollonius Nettenmair und nicht der neurotische Dichter Otto Ludwig auftritt, „können wir wohl ohne große Bedenken dem Erzähler den Gefallen tun, einmal anzunehmen, daß der Befund am Körpernervensystem mit unserer Vermutung im Einklang stände.“

Wir wollen aber doch zunächst die Angaben des Patienten hören, die uns sein Phantasieleben zur Erklärung der Neurose zur Verfügung stellt. Apollonius ist auf Anstiften seines Bruders Fritz vom Vater in die Fremde geschickt worden; Fritz führt inzwischen die Braut des Bruders heim, indem er — wie sein Vorbild Franz Moor — die Verlobten gegenseitig abspenstig macht. Nach Verlauf mehrerer Jahre kehrt Apollonius zurück, findet das väterliche Geschäft durch den Bruder vernachlässigt und die Geliebte als dessen Gattin vor. Fritzens Handlungsweise wird offenbar, er entfremdet sich immer mehr den Seinigen und beschließt endlich auf Anstiften eines entlassenen Gesellen, das Seil am fliegenden Fahrzeug des Bruders heimlich auszustechen. Der alte blinde Vater erfährt den Anschlag und als die Kunde von einem abgestürzten Dachdecker an sein Ohr dringt, begibt er sich auf den Turm zu dem übelgeratenen Sohn und will ihn zum Sprung in die Tiefe zwingen. Doch ein Bote meldet, daß der arglistige Geselle abgestürzt sei und Apollonius sich wohl befinde. Fritz soll auf Geheiß des Vaters am folgenden Tage nach Amerika reisen. Bei Apollonius regt sich zum erstenmale Groll gegen den Bruder und in der folgenden Nacht träumt er, er stoße ihn im Kampf um Christiane von der Brüstung des Turmes. Vor der Abreise sucht der trunkene Fritz den Bruder noch einmal bei der Arbeit auf, um ihn vom Turme in die Tiefe zu reißen. Apollonius rettet sich durch einen raschen Seitensprung, Fritz liegt zerschmettert in der Tiefe. In Apollonius aber regen sich Gewissensbisse über seine Schuld am Tode des Bruders. „Er erkrankt, er kann den

Turm nicht mehr besteigen. Schwindel erfaßt ihn. Zwei Uhr hat es geschlagen, als der Bruder herabstürzte. Der Schlag der Turmuhr macht ihm schauern. . . . Sein Aussehen leidet. Der Arzt wird befragt, er kann ihm keine Erleichterung bringen.“ (S. 61). Der Vater drängt zur Eheschließung des Sohnes mit der Witwe des Bruders. Apollonius aber schwankt und zweifelt. In der Nacht vor dem Verlobungstag wird er zur Rettung des brennenden Kirchturmes geholt. Als ihm daheim die ihm zugedachte Verlobte entgegentritt, küßt er sie nur leise auf die Stirn und nennt sie Schwester. Der Alte ist über die Entsagung des Sohnes erzürnt, stirbt aber bald darauf. Apollonius gesundet völlig und lebt weiter als Bruder neben Christiane, die ihm das Hauswesen betreut.

Die Schilderung dieser neurotischen Erkrankung durch den Dichter deckt sich vollkommen mit den Ergebnissen der Psychoanalyse ähnlicher Fälle. Was der Dichter hier als wirklich schildert, das vermag die Analyse im Unbewußten des Patienten als psychische Realität aufzuzeigen. Aber auch der Dichter kann die Kenntnis dieser Zusammenhänge nur aus seinem eigenen Seelenleben geschöpft haben und, wenn er eine Neurose so treffend darzustellen vermochte, so ist es nur darum, weil er die seiner eigenen Neurose zugrunde liegenden Phantasien in unbewußter Selbstprojektion dichterisch verkörperte. Wir wissen, daß die Rivalität mit dem Bruder um ein gemeinsames, meist als „Schwester“ gewertetes inestuöses Liebesobjekt (die Mutter) zu den Grundkonflikten der menschlichen Psyche gehört und ein breites Stück der dichterischen Phantasiebildung beherrscht.¹⁾ Wenn gefragt wird, woher wir dies für Otto Ludwig wissen, so ist darauf zu erwidern, eben aus seiner Dichtung, die notwendiger Weise Grundtendenzen und wesentliche Konflikte seines Seelenlebens darzustellen bestimmt ist. Die Familienverhältnisse des Dichters sind geeignet, diesen Schluß zu stützen. Otto besaß außer zwei früh verstorbenen Geschwistern einen jüngeren Bruder Reinhold, der allerdings auch mit 11 oder 12 Jahren starb (1827). Aber die erwähnten infantilen Konflikte fallen in der Regel viel früher vor, meist in die Zeit, nach der Ankunft des neuen Brüderchens. Allerdings ist anzunehmen, daß während der zwei Jahre nach dem Tode des Vaters (1825) die Rivalität der Brüder um die Liebe der verwitweten Mutter einen besonderen Höhepunkt erreicht habe. Daß gerade damals der Tod des Bruders erfolgte, ist für die Gestaltung der Neurose im Sinne der Erzählung beweisend, denn dieser Tod wird — wie der Fritzens im Roman — die den unbewußten Todeswünschen entspringenden Schuldgefühle geweckt haben. Vertritt Fritz den durch den Tod beseitigten brüderlichen Nebenbuhler Reinhold, so ist in mehr als einem Punkte deutlich, daß in Apollonius der Dichter vornehmlich sich selbst abgespiegelt habe, wofür neben den rein neurotischen, einige sonst auffällige Züge sprechen. So der schaurige Eindruck des Stundenschlags, den der Dichter selbst als Kind tief empfunden hatte (S. 45), wie er überhaupt später sagte, „die Eindrücke seiner Jugendzeit in der Thüringer Heimat seien ihm eine Fundgrube von dichterischen Motiven, die sich nicht ausschöpfen lasse.“ Andererseits identifiziert der Dichter den Apollonius durch eine Reihe gemeinsamer Züge mit dem Vater, wie er es selbst wohl in der rivalisierenden Knabenphantasie getan haben wird. In diesem Zusammenhang ist endlich eine bedeutsame Übereinstimmung im Leben des Dichters und im Schicksale des Apollonius hervorzuheben. Wie der Held des Romans schließlich auf das heiß umworbene Liebesobjekt verzichtet und sich von der Schwägerin den Haushalt führen läßt, so hat ja auch der Bruder

¹⁾ Vgl. Rank: „Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage.“ Wien und Leipzig 1912.

von Otto Ludwigs frühverstorbenen Vater (gleich den frühverstorbenen Bruder) sich von seiner Schwägerin (Otto Ludwigs Mutter) den Haushalt führen lassen.

Doch genug mit diesen Hinweisen, die zu einer selbständigen psychoanalytischen Bearbeitung des Themas anzuwachsen drohen, welche uns der Verfasser ebenso schuldig bleiben mußte wie jeder andere, der an derartige Untersuchungen mit den Gesichtspunkten und Methoden der alten längst überholten Pathographik herantritt.

Dr. Rank.

Dr. Wilhelm Stekel: Die Träume der Dichter. Eine vergleichende Untersuchung der unbewußten Triebkräfte bei Dichtern, Neurotikern und Verbrechern (Wiesbaden 1912, J. F. Bergmann).

Eine Rundfrage, die der Verfasser bei den Dichtern angestellt hat, lieferte ihm das Material und er hat es nicht versäumt, auch die Träume der großen Toten (Flaubert, Ibsen, Hebbel, Maupassant, Heine, Keller, Grillparzer, Goethe usw.) heranzuziehen. Die Träume verraten uns das Geheimste im Menschen und so war anzunehmen, daß die Träume der Dichter durch das Mikroskop der Psychoanalyse gesehen, uns Auskunft über alles geben, was das künstlerische Schaffen an verborgenen Triebkräften birgt und verbirgt.

Fragen wir, wie der Autor seiner Aufgabe gerecht geworden ist, so müssen wir sagen, daß uns seine Methode und Ergebnisse bedenklich erscheinen. Schon der Titel, der eine vergleichende Untersuchung der unbewußten Triebkräfte bei Dichtern, Neurotikern und Verbrechern verheißt, reizt auf den ersten Blick durch diese seltsame Zusammenstellung zum Widerspruch. Daß der Dichter in dem psychischen Mechanismus seines Schaffens dem Neurotiker, der durch die Energie seines Unbewußten sich eine eigene Welt „in seinem Busen“ baut, nahesteht, hat Freud uns gezeigt. Inwiefern der Seelenzustand des Dichters dem des Verbrechers ähnlich ist, müßte erst untersucht und nachgewiesen werden.

In Stekels Buch finden wir nur, daß der Verfasser den „kriminellen“ Regungen in der Psyche des Dichters einen ungewöhnlich großen Raum zuweist. Es ist nicht von vornherein einzusehen, warum das seelische Erleben der Künstler stärkere kriminelle Regungen aufweisen sollte, als das anderer Menschen. Die Grundlagen des Traumes bleiben ja bei allen Menschen dieselben und nur die psychische Verarbeitung weist verschiedene Formen auf. Vor allem fragt man sich also, ob der Verfasser nicht ein Vorurteil von der starken Kriminalität der Künstler gehabt habe und dadurch schon in der Fragestellung beeinflußt worden ist. Doch schon der Ausdruck „kriminell“ scheint eine gefährliche Vieldeutigkeit in sich zu schließen und Dr. Stekel muß das wohl bemerkt haben, denn er sagt in einer Fußnote: „Wenn ich hier immer wieder von kriminellen Regungen spreche, so meine ich darunter nicht eine absolute Größe, sondern einen relativen Wert, denn das Kriminelle wechselt mit Zeit und Raum . . . Wir werden uns am besten verständigen, wenn wir unter dem Kriminellen durchwegs das Asoziale verstehen.“ Hier drängt sich die Frage auf: warum die neue Nomenklatur? Liegt eine prinzipielle Verschiedenheit mit der Ansicht vom Selbsterhaltungstrieb als einem natürlich asozialen, in seinen Hemmungen oft antisozial gewordenen Triebe nicht vor, dann ist der neue Name von einer irreführenden Überflüssigkeit. Wir sprechen dann von den egoistischen und asozialen Triebkräften eines primitiven Seelenlebens, wie wir es beim Kinde, beim Wilden, beim Paranoiden beobachten. In ähnlicher Weise scheint mir Dr. Stekel die Bedeutung des religiösen

Komplexes zu überschätzen. Es ist auch sehr fraglich, ob man von einem Schaffens- und Zerstörungstrieb in wissenschaftlicher Ausdrucksweise reden darf. Wir verstehen unter Trieb eine letzte, nicht mehr zurückführbare Einheit unseres Seelenlebens. Die Wünsche, welche auf Schaffen und Zerstören hinzielen, erscheinen in dieser Beleuchtung nicht als primäre seelische Prozesse, sondern stellen sich als sehr komplizierte Stadien des psychischen Lebens dar. Die Definition der Neurose, welche der Verfasser gibt, ist sicher keine allgemeingültige; sie trifft nur auf einen Teil zu. (Zwangsneurose.) Nach Dr. Stekel ist Neurose nämlich „die endopsychische Wahrnehmung des Hasses durch die Brille des Schuldbewußtseins“.

Dazu kommt eine metaphorische und vieldeutige Ausdrucksweise, welche dem Charakter eines wissenschaftlichen Werkes nicht gemäß ist; z. B. ein so schiefes Bild wie „Die Neurose ist nur das Klagelied eines zusammengebrochenen Ehrgeizes, dem nur der gelbe Mond des Neides leuchtet“. Dieser pseudo-poetische Charakter des Buches zeigt sich auch in der zarten Verschleierung, welche der sonst nicht gerade prude Verfasser über die sexuellen Bedingtheiten der Träume zieht. Charakteristisch genug sagt er bei einem schönen Traum Gottfried Kellers: „Es wäre eine arge Sünde, diesen herrlichen Dichtertraum in seine Elemente aufzulösen. Wir wollen dem Dichter nicht nachstehen und die bunten Schmetterlinge nicht mit der Tabakslauge der Analyse zerstören“ (175). Doch gerade die Analyse hat uns zu den überraschendsten und fruchtbarsten Erkenntnissen des Seelenlebens geführt und die Wissenschaft muß hier einen Mangel an verecundia, an Ehrfurcht haben, der tausendfach Früchte trägt. Aus dieser sonderbaren Einstellung des Verfassers erklärt es sich, daß er Deutungen zurückhält, welche uns tiefere Aufklärung über die Motive der mitgeteilten Träume geben würden. So bleibt er größtenteils am manifesten Trauminhalt haften, auf den er seine erst zu beweisende Auffassung einfach appliziert.

Dr. Theodor Reik.

Aus Vereinen und Versammlungen.

Über das Ubw. bei Jung und seine Wendung ins Ethische.¹⁾

Von Dr. M. Eitingon.

Man darf den Begriff des Unbewußten zweifellos für den wichtigsten Eckstein des Baues der psychoanalytischen Neurosenlehre erklären. Wohl darum hat Freud, ein guter Baumeister, diesen Begriff so sorgfältig zu sichern gesucht. Und er steht bestimmter vor uns als die andern wichtigen Momente, als sein Korrelatsbegriff der Verdrängung, als die Sexualtheorie, die Trieblehre u. a. m.

Die Freudsche Konzeption des Unbewußten ist bekanntlich enger als der Begriff des Unbewußten überhaupt, der eine lange Geschichte hat und in der zeitgenössischen Psychologie von verschiedenen Autoren in sehr verschiedener Weise definiert wird, worauf einzugehen wir hier keinen Anlaß haben. Freuds Unbewußtes sind nicht psychische Inhalte, von denen das Subjekt nichts weiß, sondern ein Psychisches, das durch den kontradiktorischen Gegensatz zum Bewußten ausgezeichnet, eine Reihe ihm allein eigentümlicher Züge hat: Seine [eigene psychische Realität, seine Unusurrierbarkeit (was einmal gut als seine „Zeitlosigkeit“ bezeichnet worden ist), seine Freiheit vom Satze des Widerspruches (die Gleichwertigkeit von Position und Negation bei seinen Inhalten), die überwiegende Symbolhaftigkeit seines Ausdruckes etc. Nur ein solches Unbewußtes vermag den allgemeinen psychoanalytischen Formeln für die neurotischen Symptome Inhalt zu geben, nur auf seiner scharfumrissenen Plattform wird uns das „Negativ der Perversion“ zu einem wirksamen hinführenden Gesichtspunkt. Während das Unbewußte von dem wir nur aussagen können, daß es von uns nicht gewußt ist, uns auch kein Wissen über jene Phänomengruppe vermitteln kann.

Freud kämpft für das Recht der Psychologie, ihre Tatsachen durch ihre eigenen, adäquaten Hilfsmittel zu erklären, ohne sich von einer physiologisch orientierten Gedächtnislehre beirren zu lassen.

Wenn ein der Psychoanalyse Nahestehender, wie z. B. Bleuler, das Freudsche Unbewußte vom Unbewußten überhaupt nicht zu trennen vermag, so ist das durchaus nicht nebensächlich, wie er meint, sondern damit sinkt sein Satz²⁾: Dem Begriff des Unbewußten gebe Freud mit Recht eine so große Bedeutung, weil ohne ihn ein Verständnis der Neurosen, mancher Psychosen und auch der Normalpsychologie nicht möglich sei, zu einer vagen Phrase herab.

Jung hat nun auch, aber weniger konsequent und offen als Bleuler, und in großem Widerspruche zu seiner eigenen, so anspruchsvollen theoretischen

¹⁾ Aus der Diskussion der „Berliner Psychoanalyt. Vereinigung“, a. 17. I. 14.

²⁾ Bleuler: Kritik der Freudschen Theorien 1913. Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie 70. V. p. 670.

Attitüde, den psychoanalytischen Begriff des Unbewußten von seinem spezifischen Inhalt leer gemacht und durch fortwährende Verwechslungen und Übersetzungen ins Vulgärpsychologische verschiedener Observanz entstellt.

Eine Reihe von Zitaten aus Jungs „Versuch einer Darstellung der psychoanalytischen Theorie“ sollen dies näher erläutern:

pag. 5. „Freuds geniale Empirie fand in jenen Studien bereits Momente, die über die damalige Traumatheorie hinausführten: die Verdrängung, den Mechanismus einer Hinausverlegung eines Bewußtseinsinhaltes in die außerbewußte Sphäre. Wir nennen diese Sphäre das Unbewußte und definieren dieses als das uns nicht bewußte Psychische.“

pag. 24—25. „Aufgabe der Psychoanalyse ist es, den versteckten Ort aufzufinden, an dem die Libido sich befindet und wo sie selbst dem Patienten unzugänglich ist. Dieser Ort ist das „Nichtbewußte“, das man auch als das „Unbewußte“ bezeichnet, ohne damit einen mysteriösen Sinn zu verbinden. Wir wollen damit nicht mehr sagen, als daß die Annahme von psychischen Entitäten außerhalb des Bewußtseins ein notwendiges Postulat ist. Denn die Erfahrung lehrt uns sozusagen tagtäglich, daß es nichtbewußte psychische Prozesse geben muß, die den Libidohaushalt in wirklicher Weise beeinflussen.“ — Das ist sehr vag! Ein derartiges Unbewußte erkennen viele Außenstehende an, die z. B. von „unbewußten Bedingungen des Bewußtseins“ sprechen.

pag. 42. „Die Kranke lebt in einer Phantasiewelt, welche man nicht anders als infantil bezeichnen kann. Alle Nervenärzte und Psychiater haben gewiß täglich Gelegenheit, von jenen kindischen Vorurteilen, Illusionen und affektiven Ansprüchen, denen sich die Neurotiker hingeben, zu vernehmen. Die frühesten Phantasien bestehen aus allerhand vagen und halbverstandenen Eindrücken, die sie von ihren Eltern empfangen hatten, um den Vater gruppierten sich allerhand sonderbare Gefühle, schwankend zwischen Ängstlichkeit, Grauen, Abneigung, Ekel, Liebe und Begeisterung.“ — Also alle Psychiater kennen den Inhalt des „Unbewußten“!

pag. 48. „Man bemerkte bald, daß die Kranken partiell oder total noch in ihrer kindlichen Welt leben, nicht daß ihnen dies ohneweiters bewußt wäre! Im Gegenteil ist es die schwierige Aufgabe der Psychoanalyse, die psychologische Anpassungsweise des Kranken so genau zu studieren, daß man den Finger auf die infantilen Mißverständnisse legen kann.“

pag. 50. „Das Gebiet der unbewußten Infantilphantasien ist zum eigentlichen Forschungsobjekt der Psychoanalyse geworden, denn dieses Gebiet scheint den Schlüssel zur Ätiologie der Neurosen zu enthalten.“

„Diejenigen Phantasiesysteme, die sich schon auf bloße Befragung der Patienten präsentieren, sind meist komponierter Natur, romanhaft und dramatisch ausgearbeitet. Sie sind trotz ihrer elaborierten Beschaffenheit von relativ geringem Wert für die Erforschung des Unbewußten. Sie sind dazu schon zu sehr den Anforderungen der Etikette und der gesellschaftlichen Moral ausgesetzt, indem sie eben bewußt sind, — und nun nicht mehr viel verraten. Die wertvolleren und die anscheinend einflußreicheren Phantasien sind nicht bewußt in dem vorhin definierten Sinne. Sie sind also nur auf dem Wege der psychoanalytischen Technik zu eruieren.“ — Warum sind nun diese letzteren Phantasien nicht bewußt? Was macht sie unbewußt? Doch nicht etwa Deutlichkeitsradunterschiede nur?

pag. 51. „Insofern diese Phantasien unbewußt sind, weiß der Kranke nichts von ihrer Existenz, und direkte Befragung darüber wäre ganz sinnlos. Man kann aber immer wieder hören, daß die Patienten, und nicht nur diese,

sondern auch die sogenannten Normalen sagen: „Wenn ich solche Phantasien hätte, so müßte ich es doch irgendwie wissen.“ „Was unbewußt ist, ist aber tatsächlich etwas, was man nicht weiß.“ — Wie hilflos und tautologisch klingt dies alles! Dieses Unbewußte ist nicht nur etwas, was man nicht weiß, sondern vor allem auch etwas, was man nicht wissen kann. Dies ist sein Hauptunterschied von den andern Auffassungen des Unbewußten und auch von Freuds Vorbewußtem. Die Bewußtseinsunfähigkeit des Unbewußten erklärt sich eben nur durch ein Moment, das Jung gern vermeiden möchte, — durch die Verdrängung.

pag. 62. „Im Unbewußten gewinnen die Wünsche und Absichten eine konkretere und drastischere Form.“

pag. 65. „ . . . vorher unbewußte und relativ unwirksame Komplexe“ — „Unbewußt und doch wirksam“ ist das Hauptcharakteristikum des Freudschen Unbewußten.

pag. 75. (Über ins Unbewußte verdrängte Partialtriebe :)

„Sobald wir die Annahme vom Nebeneinanderexistieren zweier oder mehrerer Triebe machen, so müssen wir selbstverständlich auch denken, daß, wenn ein Trieb sich noch nicht manifestiert, er doch in nuce vorhanden sei nach dem Bilde der Einschachtelungstheorie. Physikalisch klänge das etwa so, wie wenn wir sagten, daß wenn ein Stück Eisen vom heißen in den leuchtend-erhitzten Zustand übergeht, das Licht in nuce schon in der Wärme gewesen sei. Solche Annahmen sind gewalttätige Projektionen menschlicher Vorstellungen ins Transzendente, welche den Forderungen der Erkenntnistheorie zuwiderlaufen.“ — Nein, nicht in nuce gegeben, sondern ins Unbewußte verdrängt, wähen wir in der von Jung angenommenen Situation den zwar nicht manifesten aber wirksamen Trieb. Die eben angeführten überladen gelehrten Sätze Jungs klären gar nichts, enthalten lauter unpassende Analogien! Embryologie, Physik, das Transzendente und die Erkenntnistheorie werden aufgeboten, um eine einfache, klare Arbeitshypothese der Psychologie zu begraben. Sie vermögen sie aber gar nicht zu treffen. Jung zitiert auffallend oft die Regel, daß „Prinzipien nicht zu vermehren seien ohne Not“, noch weniger aber sind sie zu vermengen, — dies erlaubt gar keine Not.

pag. 75. „Es ist uns daher nicht gegeben, von einem in nuce existierenden Sexualtrieb zu reden, sonst begehen wir gewaltsame Deutungen an Phänomenen, die passender anders erklärt werden können. Wir können nur von Manifestationen der Ernährungsfunktion, der Sexualfunktion etc. sprechen, und zwar jedesmal erst dann, wenn die entsprechende Funktion in unmißverständlicher Deutlichkeit die Oberfläche erreicht hat.“ — Uns kommt es vor, als ob hier der Tiefenpsychologe Jung auf einem langen Umwege über die Mythologie unmißverständlich deutlich bei der Oberflächenpsychologie angelangt ist.

pag. 84. „Je weiter wir die Entwicklung dieser Phantasien nach ihrem Ursprung verfolgten, um so größer wurden die Schwierigkeiten der Analyse, d. h. desto größer wurden die Widerstände, wie wir es nannten.

Wir haben wohl jene Schwierigkeiten, die wir Widerstände nannten, wenigstens an jener Stelle der Analyse, nicht als Verteidigungsmaßnahmen gegen das Bewußtwerden einer peinlichen Erinnerung, sondern als ein Widerstreben gegen die Konstruktion dieser Phantasie aufzufassen.“ — Wie ein Psychoanalytiker, und sei es auch ein „sich fortentwickelnder“, diesen wichtigen analytischen Begriff in solcher Verdrehung gebrauchen kann, ist uns psychologisch unverständlich, logisch dagegen ist dies einfach die Folge des Aufgebens der psychoanalytischen Prinzipien der Verdrängung und des Unbewußten.

pag. 93. „Eine Phantasie im Zustand des Unbewußten existiert“ wirklich nur dann, wenn sie irgend eine nachweisbare Wirkung auf das Bewußtsein hat, z. B. in Form eines Traumes. Sonst ist sie mit gutem Gewissen als unwirklich zu bezeichnen.“ — Jung muß früher kein so „gutes Gewissen“ oder eine feinere Empfindlichkeit für die „Phantasien im Zustand des Unbewußten“ gehabt haben, da er selbst eine Reihe von Komplexmerkmalen zu eruieren gesucht hat, die die Wirklichkeit des scheinbar unwirklichen Unbewußten demonstrieren sollten, — allen Leuten mit „gutem Gewissen“

pag. 132. (hübsch ist auch die Redewendung:) . . . „die nicht angewendete, sogenannte „verdrängte“ Libido.“

(„Erlaubt nämlich das Individuum bewußt oder unbewußt, daß die Libido vor einer notwendigen Aufgabe ausweicht, dann verursacht die nicht angewendete, sogenannte „verdrängte“ Libido allerhand äußere und innere Zufälle, Symptome jeglicher Art, welche sich dem Individuum in peinlicher Art aufdrängen.“)

Jung nimmt nun, wie wir gesehen haben, dem Freudschen Unbewußten alles Spezifische, ihm nur die Symbolhaftigkeit lassend, wobei Jung auch den Begriff des Symbols verändert. Für Freud ist das Symbol ein wohl determiniertes seelisches Phänomen, das mit der Verdrängungslehre steht und fällt; stellt doch das Symbol nur einen der Wege der Umgehung der Verdrängung oder der Wiederkehr des Verdrängten dar. Die Auffassung Jungs dagegen vom Symbol ist ein Kompromiß aus der nichtanalytischen intellektualistischen Definition des Symbols als unklares Denken und der Silbererschen „funktionalen Symbolik“.

Aber einerseits das Unbewußte alles bestimmten Inhaltes und aller besonderen Eigenschaften beraubend, verleihen ihm andererseits Jung und die Seinen eine neue Funktion, seine „prospektive Tendenz“, die, von den Zürichern in den symbolischen Äußerungen des Unbewußten entdeckt, der Züricher ärztliches Handeln und dann auch ihr Denken über die Neurose ganz verändert hat.

Wenn die Züricher sich wundern, daß wir das, von dem das analytische Patientenmaterial angeblich so deutlich rede, nicht auch entdeckt haben, so können wir unsrerseits nur durch das Staunen antworten, über die bei aller Versuchung durch den Pragmatismus so große methodologische Naivität, die nicht merkt, daß sie nur das wiederfindet, was sie vorher hineingelegt hat.

Was aber soll eigentlich diese prospektive Tendenz? An der Konstituierung der eigentlichen Symptome ist sie nicht beteiligt, diese „inszenieren“ Aktualkonflikt, Regression und Disposition, wie angeborene Empfindlichkeit etc. (Man sieht, dieser neue Dispositionsbegriff sieht weniger einer Verfeinerung unserer Ansichten ähnlich, als einem Rückfall in ältere, banale medizinische Gesichtspunkte.)

Eher hat das prospektive, auch teleologische Unbewußte genannt, die entgegengesetzte Funktion, es stehe im Dienste der Heilungstendenzen. (Heilung gleich Anpassung.) Es rede deutlich aus manchen Perversionen und besonders aus den Träumen. Riklin sagt¹⁾: „Den sadistischen Tendenzen in uns ist nun eine neue Bedeutung und verschiedene kulturelle Bewertung verliehen, sie enthalten eine Neigung zur Umwandlung, zum aktiven Opfer.“ Jung sagt²⁾: „Wir können aber wohl mit Recht vermuten, daß unter den

¹⁾ Riklin: Betrachtungen zur christlichen Passionsgeschichte. Wissen und Leben. I. W. VB.

²⁾ Jung: Versuch einer Darstellung etc. p. 111.

subliminalen Materialien des Traumes auch jene Zukunftskombinationen aufzufinden wären, die darum subliminal sind, weil sie noch nicht den bewußtseinsfähigen Deutlichkeitsgrad erreicht haben.“ Nur infolge unserer bisherigen einseitig historischen Untersuchungsweise handeln die Träume von Vergangenseitswünschen, während sie den Zürichern von symbolischen Intentionen der vorausschauenden Sehnsucht erzählen (wobei auf irgend eine Weise aus dem Vorausschauen sogleich ein Hinaufschauen wird!)

Wie aber diese Symbolsprache verstehen? All dieses Intendieren und Vorausschauen bliebe ganz vag und leer, wenn es nicht gelänge, das Intendierte, Vorausgewollte irgendwo als teilweise realisiert oder wenigstens klarer ausgezeichnet anzutreffen.

In individuellen Seelenabläufen ist dies nicht anzutreffen, man mußte deshalb vom Individuum weit weggehen; und in der Geschichte der Moral und der Religion, besonders in der Mythologie, fanden sie die Realisierungen, in denen sie die angeblichen Intentionen des individuellen Unbewußten deutend spiegeln. Die typischen Symbole des neuen, d. h. prospektiven Unbewußten lernt man also nicht bei der Psyche der Kranken, sondern bei der Mythologie.

Riklin¹⁾ sagt in seinem apologetischen Votum: „Das mythologische Material ist und muß auch analytisch so wahr sein wie das rezente Denkmateriale unserer Patienten.“

Was heißt das „analytisch so wahr“? Wenn das heißen soll: für die Analyse wahr, so ist der Riklinsche Satz falsch und beleuchtet grell den methodischen Irrtum der Züricher. Mythologische Wahrheiten sind eben mythologische Wahrheiten, für die Psychologie sind sie keine Wahrheiten, keine Irrtümer, sind sie gar nicht vorhanden. (Hilfen für die analytischen Gedankengänge können mythologische und andere, ähnlich komplexe Tatbestandsgruppen per analogiam erst dann werden, wenn vorher unter psychoanalytischen Gesichtspunkten Erkenntnisse unter ihnen zu stande kommen. Sehr fein hat Ferenczi darauf hingewiesen, daß Jung nur darum mit einigem scheinbarem Erfolg die Mythologie auf die Psychoanalyse anwenden kann, weil das schon psychoanalytisch bearbeitete Mythologie ist.)

Also ist mythologisches Material für die Psychoanalyse nicht so „wahr“, wie das rezente Assoziationsmateriale unserer Patienten, und lassen sich aus mythologischem Material keine psychologischen Wahrheiten gewinnen, wenigstens nicht für eine psychologische Psychoanalyse.

Also aus überindividuellen, kulturentwicklungsgeschichtlichen Zusammenhängen holte man die Typik der Symbole des prospektiven Unbewußten. Religionsgeschichtliche und mythologische Einflüsse wandelten den heidnischen Ödipuskomplex in christliche Wiedergeburtssymbolik um. Aus den Kastrationskomplex und den sadomasochistischen Komplexzeichen wurde die Opfersymbolik. (Aus dem Umstand, daß in der Geschichte asketische Ideale sich zu ihren Äußerungen der Partialtriebe bedienten, schließt man nun leicht, daß die Partialtriebe Sadismus und Masochismus, wo sie in den Phantasien der Kranken auftreten, jene Ideale bedeuten sollen.)

Bringt man nun obige Symbolik in der Analyse an das konkrete Einzelindividuum heran, so müssen sie ihm als Mahnungen, ideale Forderungen, als ein Sollen klingen, womit die Psychoanalyse unrettbar in ihrem Wesen und ihren Zielen in eine ethisierende Psychagogik umgebogen wird. Hier bekommt das angeblich Neue der „finalen Orientierung“ seinen Sinn. Final ist natürlich auch das „Lustsuchen“ des Unbewußten der älteren Anschauung;

¹⁾ Riklin: Internat. Zeitschrift f. ärztl. Psychoanalyse. I. p. 622 ff.

hier aber handelt es sich um die Zweckhaftigkeit des „Wertsuchens“. Darüber hilft nicht hinweg, daß die Züricher sich selbst, die Patienten und uns glauben machen wollen, sie hörten diese neuen Weisen aus dem analytischen Material heraus.

Ebenso wenig helfen da alle optimistischen Litaneien über das „radikal Gute“ der menschlichen Natur. Predigen sie dem Patienten: Werde, der Du bist, so ist das kein Erziehen zum Mut zu sich selbst durch Erkenntnis, sondern ein Hinaufzwingenwollien zum Wert, wenn man dazu fortwährend hinzufügt: Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll. Die Predigt des Opfers läuft auf die Forderung, das Drängen zur Sublimierung hinaus. Also ein Postulat statt eines Weges, — das ist der Gewinn!

Und wenn Jung und die Seinen gerade in dem Augenblick, wo sie dem psychoanalytischen Instrumente seine so fruchtbar schneidende Schärfe zu nehmen im Begriff sind, dekretieren: „Die Psychoanalyse soll eine biologische (warum biologische? Ref.) Methode sein, welche das höchste subjektive Wohlbefinden mit der wertvollsten biologischen (warum wieder biologisch? er meint hier doch kulturell . . . Ref.) Leistung zu vereinigen sucht“, so ist auch das nur fromme Predigt unbesonnenen Schöpferdranges, der zuviel verspricht.

Wie heroisch schlicht und erschütternd ernst dagegen lautete die Formel Freuds: „Es ist schon viel damit gewonnen, wenn es gelingt, der Patienten hysterisches Elend in gemeines Unglück zu verwandeln.“

Zum Schluß ist noch ein Doppelausspruch Jungs zurückzuweisen, seine Behauptung, zwei neue Momente in den Entwicklungsgang der psychoanalytischen Theorie hineingebracht zu haben: die genetische Auffassung der Libido und die finale Orientierung des Psychischen. Daß sich letztere auch schon bei Freud findet, muß Jung selbst zugeben (p. 71), und als dynamisch-genetische¹⁾, oder besser noch ontogenetische, haben auch wir von jeher unsere Libidoauffassung genannt, die so vieles Psychische sich aus der Libido heraus entwickeln läßt. Bei Freud handelt es sich aber um Genese und Finalität innerhalb des Rahmens des menschlichen Individuums als des Substrates aller Psychologie. Der Psychologe Jung dagegen hat die Grenzen des Reiches der Psychologie zweimal überschritten: einmal nach unten in die Biologie hinein, und dann nach oben in die Ethik. An Stelle einer Psychologie ist da nun eine biologisch-ethische Kulturphilosophie getreten; das Doppelsubjekt dieser ist die Art Mensch und das Kulturphänomen Menschheit. Und dementsprechend ist das Objekt der neuen psychoanalytischen Behandlung nicht eigentlich mehr der einzelne Kranke, der von seinen Hemmungen befreit, sich nach bestem Können und Vermögen den Aktualforderungen anzupassen hat, sondern es ist quasi die Kultur selbst, die in diesem ihrem kranken Gliede eingerenkt, gefördert, gesteigert werden soll. Sagt doch Riklin am Schlusse seines Votums, er betrachte es als ein großes Verdienst Jungs, durch seine neuen Arbeiten die Psychoanalyse vor allem in den Dienst der Kulturentwicklung gestellt zu haben. Wir hielten es für unsere Aufgabe, kranke menschliche Individuen zu heilen, nun erfahren wir, daß alle Individualformulierung des Unbewußten zufällige Alltagsgestaltung sei und das Individuum selbst ein Epiphänomen. (Riklin.)
Wohin führt diese Psychagogik?

¹⁾ Vgl. unter außenstehenden Kritikern M. Scheler: Zur Phänomenologie der Sympathiegefühle, p. 100—117.

VERLAG VON HUGO HELLER & Cie. IN WIEN.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHO-
ANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

Herausgegeben von Professor S. Freud.

Schriftleitung: Dr. Otto Rank, Dr. Hanns Sachs.

Der eben abgeschlossene II. Jahrgang enthält neben den ständigen Rubriken „**KINDERSEELE**“, redigiert von *Dr. H. v. Hug-Hellmuth*, und „**BÜCHER**“ folgende Originalarbeiten:

Lou Andreas-Salomé (Göttingen): Von frühem Gottesdienst.

Adalbert Berny (Wien): Zur Hypothese des sexuellen Ursprungs der Sprache.

Dr. S. Ferenczi (Budapest): Aus der „Psychologie“ v. Hermann Lotze.

Prof. Dr. S. Freud (Wien): Über einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker. III. Animismus, Magie und Allmacht der Gedanken. IV. Die infantile Wiederkehr des Totemismus.

— — Das Motiv der Kästchenwahl.

Dr. Eduard Hitschmann (Wien): Schopenhauer. Versuch einer Psychoanalyse des Philosophen.

Prof. Dr. Ernest Jones (London): Andrea del Sartos Kunst und der Einfluß seiner Gattin.

Dr. Franz Emil Lorenz (Wien): Das Titanenmotiv in der allgemeinen Mythologie.

Dr. Oskar Pfister (Zürich): Die Entstehung der künstler. Inspiration.

Dr. Otto Rank (Wien): Die Nacktheit in Sage und Dichtung.

Dr. Theodor Reik (Wien): Die „Allmacht der Gedanken“ bei Arthur Schnitzler.

— — Psychoanalytische Bemerkungen über d. zynischen Witz.

Dr. Hanns Sachs (Wien): Carl Spitteler.

— — Die Motivgestaltung bei Schnitzler.

Dr. J. Sadger (Wien): Über das Unbewußte u. die Träume b. Hebbel.

Dr. S. Spielrein (Berlin): Die Schwiegermutter.

Dr. Karl Weiß (Wien): Von Reim und Refrain.

Dr. Alfred Frh. v. Winterstein (Wien): Psychoanalytische Anmerkungen zur Geschichte der Philosophie.

Dr. MARCINOWSKI,

Sanatorium Haus Sielbeck a. Uklei bei Eutin (Ost-Holstein)

**Klinisch-analytische Behandlung der
Psychoneurosen.**

Die „Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse“ stellt sich die Aufgabe, dem Anfänger durch didaktische Aufsätze eine Einführung in das Wesen und die Übung der Psychoanalyse zu geben, den Vorgesrittenen Gelegenheit zum Austausch ihrer Erfahrungen zu bieten und sie durch Kritiken und Referate fortlaufend von der Entwicklung dieser jungen Wissenschaft zu unterrichten.

Die Zeitschrift bringt Originalarbeiten zum Abdruck, von denen eine Erweiterung unserer psychoanalytischen Erkenntnisse zu erwarten ist, und Mitteilungen, durch welche die bekannten Lehren erläutert und bestätigt werden sollen.

Es erscheinen jährlich sechs Hefte der Zeitschrift, jeden zweiten Monat abwechselnd mit „Imago“, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften, im Gesamtumfang von ca. 36 bis 40 Druckbogen zum Jahrespreis von M 18.— = K 21.60.

Auch wird ein gemeinsames Abonnement auf die beiden psychoanalytischen Zeitschriften zum ermäßigten Gesamtjahrespreis von M 30.— = K 36.— eröffnet.

Geschmackvolle **Original-Einbanddecken** mit Lederrücken sind zum Preise von M 3.— = K 3.60 durch jede gute Buchhandlung sowie direkt vom Verlage zu beziehen.

Infolge des Setzerstreiks erscheint dieses Heft verspätet und um einige ständige Rubriken verkürzt, aber doch im gewöhnlichen Umfang.

Für die Redaktion bestimmte Zuschriften und Sendungen an:

Dr. S. Ferenczi, Budapest, VII. Elisabethring 54.

All American and English communications and contributions should be sent (typewritten) to Dr. Ernest Jones, 69 Portland Court, London W.

Alle Manuskripte sind vollkommen druckfertig einzusenden.

Sämtliche Beiträge werden mit dem einheitlichen Satz von K 50.— pro Druckbogen honoriert.

Von den „Originalarbeiten“ und „Mitteilungen“ erhalten die Mitarbeiter je 50 Separatabzüge gratis geliefert.

Copyright 1914. Hugo Heller & Cie., Wien, I. Bauernm. 3.